

IN DIESER AUSGABE:

KONZEPTUELLE ARCHITEKTUR: Die Welt ist reif für den Architekten als Visionär	5
ZEITSCHRIFTENSCHAU: CASABELLA, archithese, domus	8
CAD-JOURNAL: Anwendererfahrungen, Apfelmännchen	12
AUSSTELLUNGEN: Stein bei Nürnberg – ein Denkmal industriellen Städtebaus	14
PARIS: Opera de la Bastille	16
ARCHITEKTURMONOGRAPHIEN: Jean Prouvé	17
ENTWURFSTHEORIE: Peter Eisenman	18
AUS DEN HOCHSCHULEN: Der I-Wahn – ein realistisches Studienmodell, Studentisches Forum	20
STADT UND ARCHITEKTUR IM FILM: Architektur am Scheidewege	24
BUCHTIPS, LITERATURWIESE	25
AN ARCH ⁺	26
KOLUMNE: Theorie-Praxis-Assoziationen	27

„Die Welt ist reif für den Architekten als Visionär“

Maaskant-Preis für Koolhaas

Am Freitag, dem 30. Mai wurde der Rotterdamer Maaskant-Preis 1986 an den Architekten Rem Koolhaas überreicht. Dieser Preis wird alle zwei Jahre verliehen als Anerkennung für wissenschaftliche oder publizistische Leistungen von Universitätsdozenten. Seine Höhe beträgt 50.000,- Gulden¹. Die Jury (Marcel van Dam, Hans van Dijk, Helga Fassbinder, Piet Sanders, Moshe Zwarts) stellt in ihrem Bericht fest: „Rem Koolhaas hat wie kein anderer eine kulturelle ‚Ausstrahlung‘ gehabt, die der Intension dieses Preises entspricht: eine Erneuerung der Rolle des Architekten und ein intensiveres Erleben der gebauten Umwelt.“ Der Preis

wurde Koolhaas zugesprochen wegen seiner Veröffentlichungen, vor allem für sein Buch „Delirious New York“, seine Leistungen als Dozent für Architektur und für die Stimulanz, die von seinen Vorträgen, Forumgesprächen und Interviews ausgeht. Nach der Preisverleihung hielt Koolhaas eine Rede, die im folgenden abgedruckt ist.

... Architektur ist eine kostbare Sucht, und ich bezweifle, daß ich eine Entziehungskur überleben würde. Dieser Preis allerdings befähigt mich, das Fach noch etwas länger auszuüben, als es mir sonst vergönnt gewesen wäre. ... Ich habe noch nie daran gedacht,

jemals einen Preis gewinnen zu können. Warum? Es ist merkwürdig, aber ich bin kein ich. Ich habe in meiner ganzen Karriere nur einmal das Wort *ich* geschrieben, und das war in dem Sinne „ich bin ein Ghostwriter“. Ein Ghostwriter ist jemand, der nicht selbst auf der Bühne erscheint, sondern im Namen eines anderen im Hintergrund spricht. Ich bin also eine Art Geist und in diesem Gewand habe ich denn auch die Wirklichkeit Manhattans sprechen lassen. Als Ghostwriter erwartet man eben nicht, einen Preis zu bekommen. Darum sprach ich früher auch immer im Dunkeln – was in diesem Saal unmöglich ist. Ich habe das Gefühl,

daß ich durch den heutigen Umstand zum ersten Mal ohne Maske vor Ihnen stehe. Ich werde also – zum ersten Mal in meinem Leben, und ich hoffe auch zum letzten Mal – versuchen, eine Rede zu halten *im Namen meiner selbst*, sogar ohne Dias, also nicht als Zauberkünstler. Ich warne Sie alle, da ich mich nicht verbergen kann, daß Sie die volle Breitseite meines humorlosen Ernstes abbekommen, ja selbst meinen Moralismus spüren werden.

„Der Architektur geht es gut“ wird immer wieder gesagt. Es gibt ständig neue Zeitschriften, es gibt stets mehr Architektur im Fernsehen, es gibt immer mehr Ausstellungen, es gibt einen Wanderzirkus von Architekturstars, der irrend durch die Welt zieht, es entsteht mehr und mehr Publizität, kurz: der Architektur geht es gut. Leider teile ich dieses Gefühl nur teilweise, denn meine Sicht ist getrübt.

Aus zwei Gründen wird die Realität der Architektur und die Basis des Architekten heute ausgehöhlt. Die uninteressanteste hiervon ist die Aushöhlung von außen. Jeder kennt die Litanei von Politik, Machtblöcken, Kosten, Finanzierung, Auftraggebern usw. Sie ist eine wirkliche Bedrohung und ein unglaubliches Problem und ganz sicher herrscht kein Klima, in dem Architektur gedeihen könnte. Allerdings ist dies eine Bedrohung von außen und darum in diesem Zusammenhang nicht interessant.

Viel wichtiger und viel gefährlicher ist die Aushöhlung, die von innen kommt. Aus der jüngsten Geschichte der Architektur hat der Architekt zwei falsche Schlüsse gezogen. Es ist schon lange klar, daß die Weltverbesserer großen Schaden angerichtet haben. Ihre Ansprüche, ihre Ideale, ihre Utopien haben uns ein Erbe von Problemen aufgebürdet. Der fatale Schluß, den meine Generation daraus gezogen hat, ist, daß die Architektur fortan ohne Ansprüche, ohne Ideale, ohne Utopien leben müsse, kurz, daß die Architektur eine bescheidene Disziplin werden soll.

Es gibt natürlich auch Positives. Ob wir allerdings mitmachen oder nicht, uns engagieren oder nicht, die Geschichte rast weiter wie ein Jumbo-Jet, dessen Pilot unwohl geworden ist. In den Urwäldern Amerikas legen holländische Investoren – die gleichen, die hier jeden Cent umdrehen – Geld in Rockefeller-Centern an; eine heimliche Teilnahme am Wild-West-Abenteuer. Etwas, das hier unmöglich scheint.

In unserem Spieß-Westen, in unserem Bloß-nichts-wagen-Westen bieten wir Architekten dem Abenteuer keine einzige Chance. Wir warten wie be-

herrschte Piranhas bis uns ein Brocken irgendeines bremsenden Erlasses in den Schoß geworfen wird. Es gibt eine Welt voller Entwicklungen in unserem Beruf, fast gänzlich außerhalb unseres Gesichtsfeldes, die unvergleichlich reicher, inspirierender, schockierender und relevanter ist – da gefüttert von wirklichkeitsnahen Kräften –, als was in unserm offiziellen Fachgebiet geschieht. Ein Beispiel: Gab es in der Geschichte jemals einen reicheren Ort als das sogenannte „Loch“ des Hallenviertels in Paris, eine nahtlose Ansammlung von Kitsch und Authentizität, ein Krater von Babel, ein Massengrab guter und schlechter Absichten, die wie Würmer aus dieser Grube kriechen, als Produkt einer alternativen Evolution, eine Art Parallel-Galapagos der Architektur, das die kombinierte Vernunft von Darwin, Freud und Champoleon gemeinsam nötig hätte, um entziffert zu werden. Und wenn wir als Architekten uns für das interessieren würden, was dort passiert ist, dann würden wir eher fähig sein, unseren Beruf auszuüben.

Vielleicht darf ich aus meiner eigenen Karriere ein Beispiel nehmen, das in mein Leben als eine Art Epiphanie eingegangen ist. Sie müssen mir glauben, daß

es keine Angeberei ist. Der französische Staat kämpfte seit einiger Zeit mit einem unlöslichen Problem. Die sozialistische Administration hatte angekündigt, daß sie 1989 in Paris eine Weltausstellung organisieren werde. Sechs Jahre lang hatten sich Architekten des neuen Geschmacks damit beschäftigt. Leider ohne Erfolg. Was aus ihren Händen kam, genügte nicht. Warum? Es war ein geschmackvolles Ganzes projiziert, in dem alle wesentlichen Aspekte einer Weltausstellung, wie z.B. die Propaganda des Fortschritts (eine mühsame Angelegenheit in den Achtziger Jahren) nicht vorkamen. Eine auch nicht wahrnehmbare Realität war zudem, daß Mitterand eigentlich pleite war und daß auch die meisten Staaten, die sich auf der Weltausstellung präsentieren wollten, pleite sind.

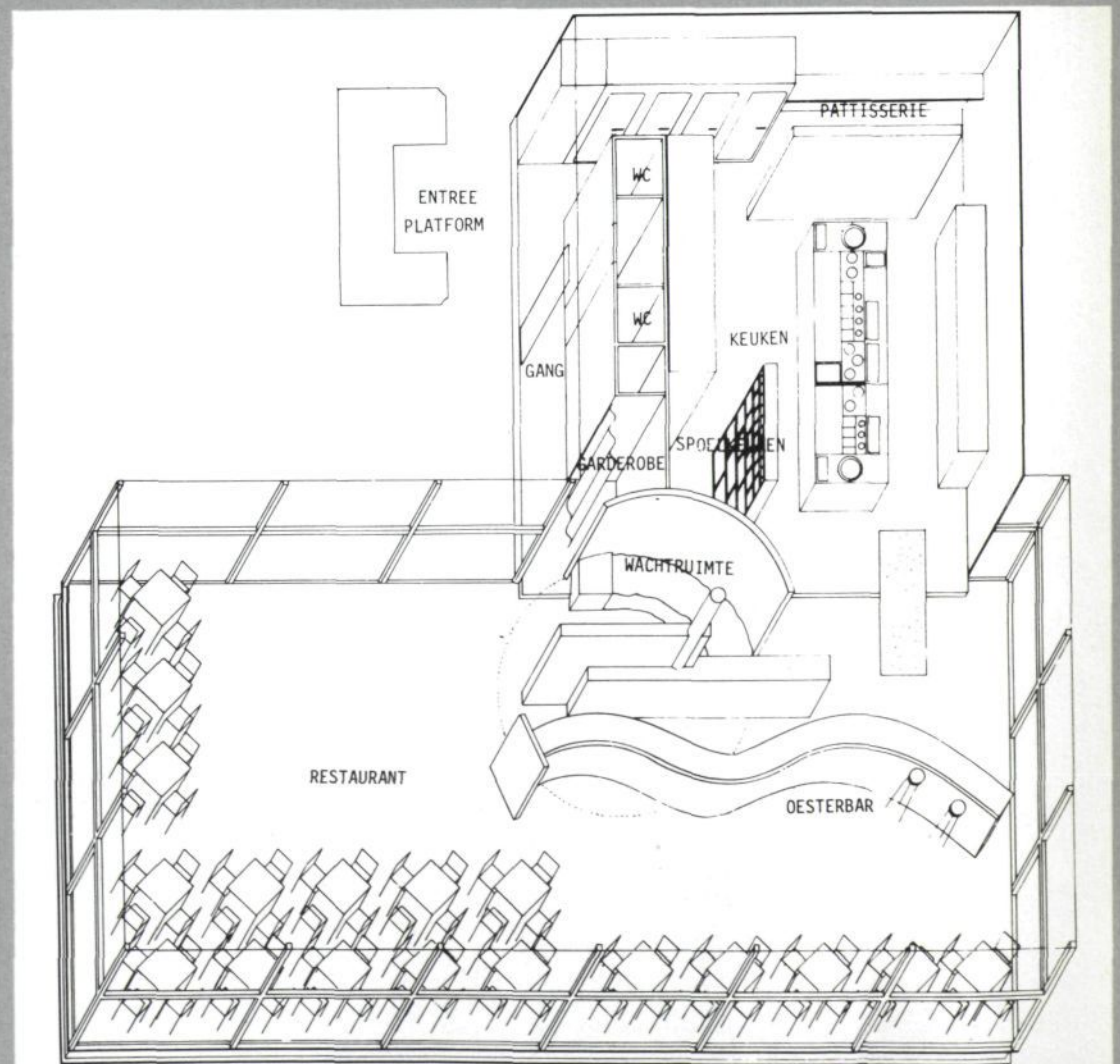
Dieses Problem führte zu einem verblüffenden Entschluß. Der Präsident von Frankreich ließ zwei Architekten kommen, um das Problem für ihn zu lösen. Der eine war Bofill, die andere wir. Die Erscheinung der Epiphanie trug sich zu an dem Morgen, an dem wir den Plan präsentieren mußten. Ich kam an in Paris: strahlendes Wetter, wunderbares Licht, die Erde glänzte. Da stand vor dem Lieferantenein-

gang des Elysée ein Kleintransporter, der gerade das Oeuvre Bofills ablieferte, das aus einer Anzahl riesiger Modelle bestand, die mit Mühe durch die Tür in das Palais getragen wurden. Plötzlich war ich außerordentlich nervös, denn ich hatte selbst nicht mal ein Aktenköfferchen bei mir, einzig eine kleine Broschüre mit vier Fotokopien, die unseren Plan für die Weltausstellung enthielt.

Die Lösung bestand darin, zuzugeben, daß die Weltausstellung ein enormes Problem sei, daß die Architektur das Problem nicht lösen könne und daß dieses Problem gerade die Attraktion sein würde.

Da also gar kein Geld für die Weltausstellung zur Verfügung stand, hatten wir das Gelände aufgeteilt in gleiche Teile für jedes Land, und jedes Land konnte damit tun was es wollte – z.B. auch nichts – so daß ein armes Land einen Stand errichten konnte und ein reiches einen angeberischen Koloß. Weiter brauchte es den französischen Staat keinen Pfennig zu kosten, denn es war weder Infrastruktur, noch irgendeine andere Veränderung nötig.

In dem Moment, als ich den Saal betrat, in dem schon Bofill wie eine Art Torero bei seinen Modellen stand, Stück für Stück höher als der Eiffelturm, fühlte



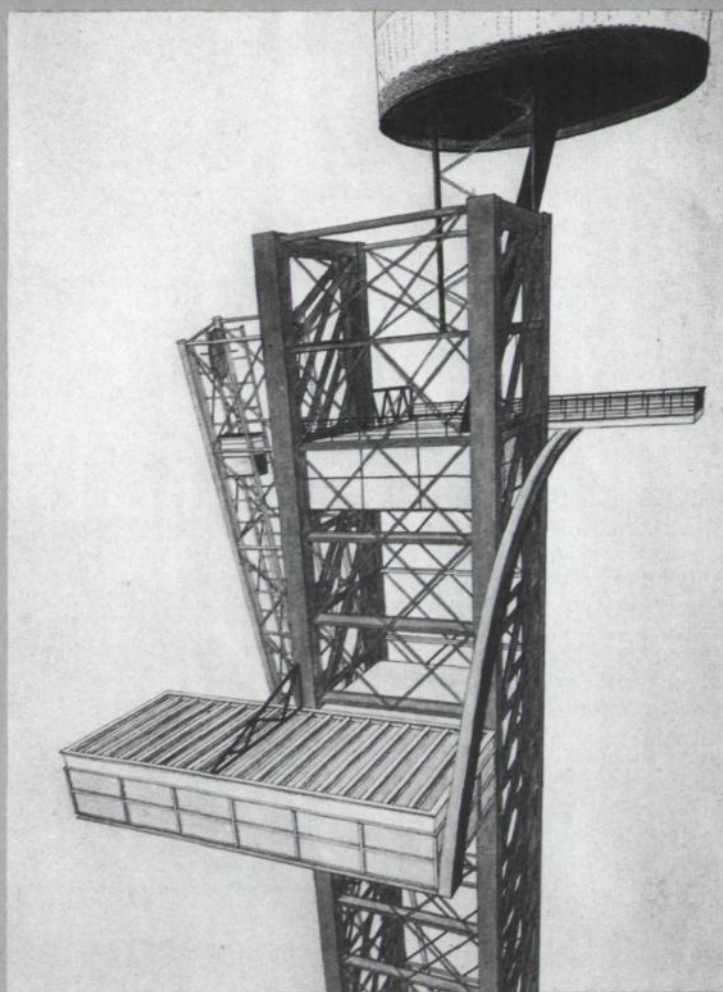
ich ein Gemisch aus Triumph und Verlegenheit. Gottseidank durfte ich als Zweiter meinen Plan präsentieren, und ich profitierte außerordentlich von dem Kontrast zu meinem Vorgänger. Überrascht bemerkte ich, nachdem ich meine vier Fotokopien erläutert hatte, in dem ansonsten gelassenen Antlitz des Präsidenten ein kleines Licht aufgehen, als eine geheime Vermutung für etwas Besonderes, und ich durfte aus seinem Munde vernehmen: „Sie haben unser Problem begriffen, und mehr als das, Sie haben es gelöst.“

Es war eine Epiphanie, weil es bestätigte, daß das ganze traditionelle Terrain, über das die heutige Architektur ziemlich selbstherrlich gebietet, nicht wirklich relevant ist, und daß es eigentlich um das Aufbrechen dieser Architektur geht, oder, besser gesagt, um das Verhindern einer vorzeitigen Schließung eines Faches.

Die Welt hat Sehnsucht nach dem Architekten als *Denker*.

Die Welt ist reif für den Architekten als *Visionär*.

Es ist noch nicht lange her, daß merkwürdige Männer im weißen Kragen und Fliege, ächzend unter der Last ihres Alters, vor Schulklassen mit dem Filzstift oder selbst echter Kreide Diagramme malten und damit ihre



Tower

Zuhörerschaft in Ekstase versetzten. Sie zwangen Politiker, ganze Städte zu versetzen, halbe Städte abzureißen, kurz: sie gaben einen ungeheuren Impuls. Es muß möglich sein, diese Tradition wieder aufzugreifen. Aber – das versteht sich – ein Stück klüger als damals.

Nach Beendigung des Wiederaufbaus müssen wir uns an den Wiederaufbau des Architekten-mythos heranmachen. Es ist auch in Ihrem Interesse, daß der Architekt mehr oder weniger fußstampfend sagen kann: „Ich will es, weil ich es will!“ Und als Gegenleistung kann er Sie dann überraschen mit dem Noch-nie-Gezeigten, dem Noch-nie-Dagewesenen, mit neuen Ahnungen.

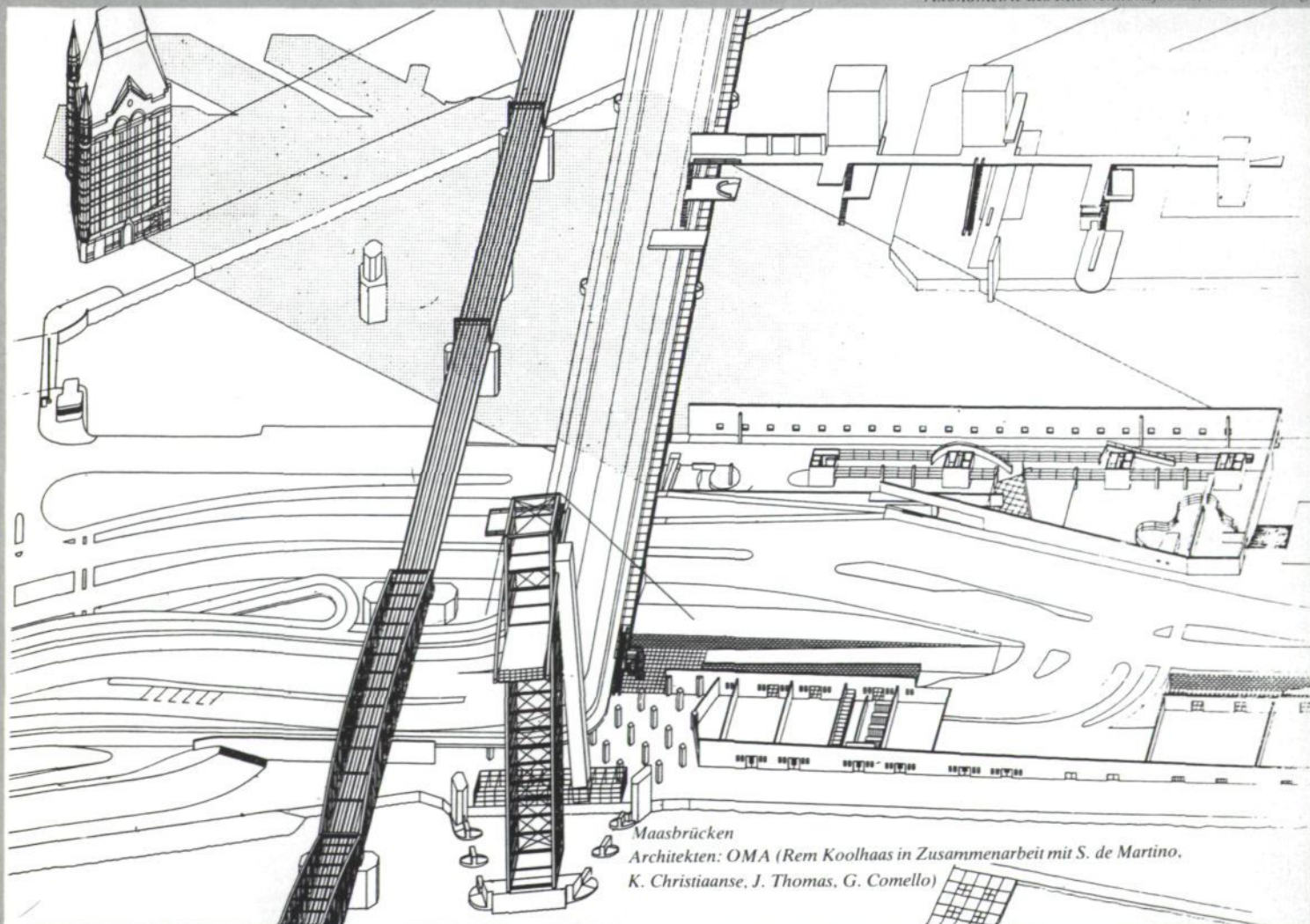
Ich bin der Architektur gegenüber vorsichtig und argwöhnend. Das basiert auf einer Annahme: Wo nichts ist, ist alles möglich, wo es Architektur gibt, geht fast nichts mehr.

Ansichten wie diese können vielleicht nur realisiert werden, wenn sie nicht allzu öffentlich ausgesprochen werden. Darum möchte ich das Publikum höflich bitten: Vergessen Sie, was ich gesagt habe. Ich werde es in Zukunft für mich behalten.

Übersetzung aus dem Niederländischen von Konrad Wohlhage

1) ca. 45.000,- DM

Axonometrie des Interventionsfeldes, Photomontage



Maasbrücken

Architekten: OMA (Rem Koolhaas in Zusammenarbeit mit S. de Martino, K. Christiaanse, J. Thomas, G. Comello)



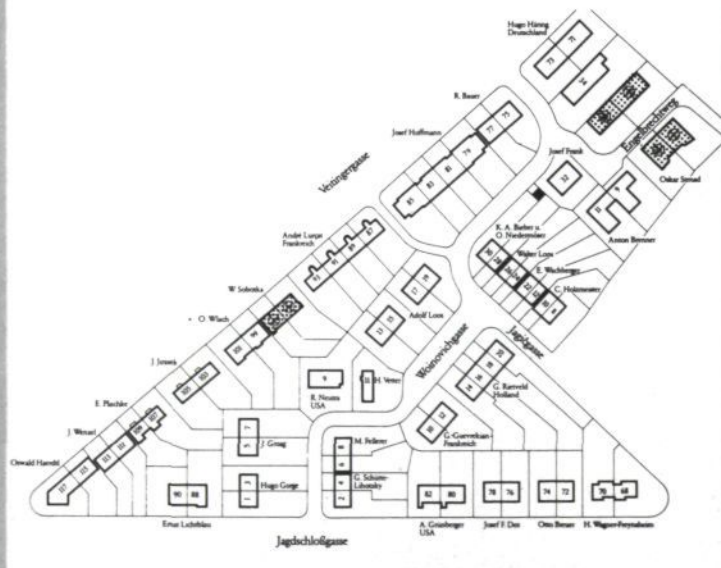
Casabella Nr. 522, März 1986

In der Reihe der Berichte über bereits realisierte Projekte der Internationalen Bauausstellung befaßt sich ein ausführlicher Beitrag mit den „Wohnhäusern am Berlin-Museum“. Er konzentriert sich dabei auf die Gebäude von Hans Kollhoff und Arthur Ovasca, der ersten Preisträger des ursprünglichen Wettbewerbs aus dem Jahre 1980, und bedauert, daß wieder einmal die Konzeption und Klarheit eines einheitlichen Planungsvorschlags durch die IBA-Politik der Fragmentarisierung und Parzellierung der Bauaufgaben zerstört worden sei. Nichtsdestotrotz, meint der Autor Pierre-Alain Croset, haben die Architekten aus dem Fortfall eines großen Teils ihres ursprünglichen Aufgabenbereichs das Beste gemacht und sich nach dem Verlust der urbanen Qualitäten und Zusammenhänge ihres ersten Entwurfs vor allem mit der Architektur selbst auseinandergesetzt. Wie zahlreiche Entwurfsskizzen verdeutlichen, suchen sie den Anschluß an die Berliner Tradition eines großstädtischen, bürgerlichen Wohnungsbaus: Die horizontale Zonung der Fassaden in Sockelgeschoß, Mittelbau und Attika, das wechselnde Spiel von Putz und Ziegelstein, die rhythmische Gliederung der Balkone, all dies verweist auf die Wohnbautypen und Straßenzüge des 19. Jahrhunderts. Abgerundet wird der Beitrag durch ein biographisches Porträt der beiden Architekten, das besonders auf die Zusammenarbeit mit Ungers ab 1976 an der Cornell University und 1977/78 bei den Berliner Sommerakademien eingeht, sowie einen Überblick über bisherige Wettbewerbsbeiträge und -erfolge.

Die 1932 fertiggestellte *Werkbundsiedlung in Wien*, die letzte in der damaligen Reihe der großen internationalen Demonstrationssiedlungen, wurde 1978, in schlechtestem baulichen Zustand, unter Denkmalschutz gestellt. Die Architekten *Krischanitz und Kapfinger* wurden mit der Renovierung der insgesamt 70 Einfamilienhäuser (von so be-

kannten Architekten wie u.a. Loos, Rietveld, Neutra, Frank, Lurcat) beauftragt. Im vorliegenden Bericht, der alle Gebäude im Bild und viele in Plänen und Detailzeichnungen dokumentiert, erläutern die beiden die Prinzipien, die sie bei ihrer Arbeit geleitet haben. Ziel der Maßnahme war eine möglichst getreue Zurückführung in den ursprünglichen Zustand, unter gleichzeitiger kritischer Würdigung der Aspekte, die eine hundertprozentige Rekonstruktion nicht mehr möglich machten (Verbesserung technischer Details, Auflagen der Bauordnung, Akzeptanz bestimmter im Laufe der Zeit durchgeführter Veränderungen). So ist eine Art „Baufibel“ entstanden, die getrennt für „Außenanlagen“, „Dächer“, „Fassaden“, „Fenster und Türen“, „Vordächer, Anbauten und Vorbauten“, „Pergolen und Geländer“ den Ist-Zustand beschreibt und einen einheitlichen Katalog der durchzuführenden Maßnahmen festlegt.

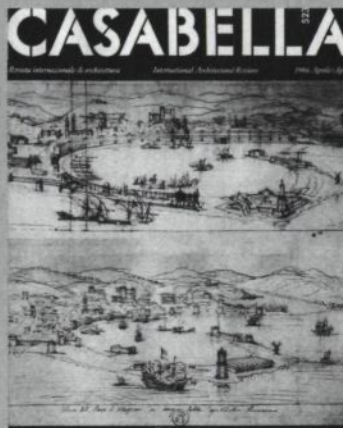
Die Werkbundsiedlung heute.
In grau die 1945 zerstörten Häuser,
in schwarz das Museum



Aus CASABELLA 522: Die Wiener Werkbundsiedlung
Die Wiener Werkbundsiedlung war die letzte große Siedlung des Neuen Bauens in Europa: 70 Einfamilienhäuser, 1932 fertiggestellt von 28 Architekten, u.a. von Lurcat, Loos, Rietveld, Hoffmann, Neutra, Frank. In den 70er Jahren fast verfallen, wurde sie in den letzten Jahren von Adolf Krischanitz und Otto Kapfinger restauriert.



ZEITSCHRIFTEN- SCHAU

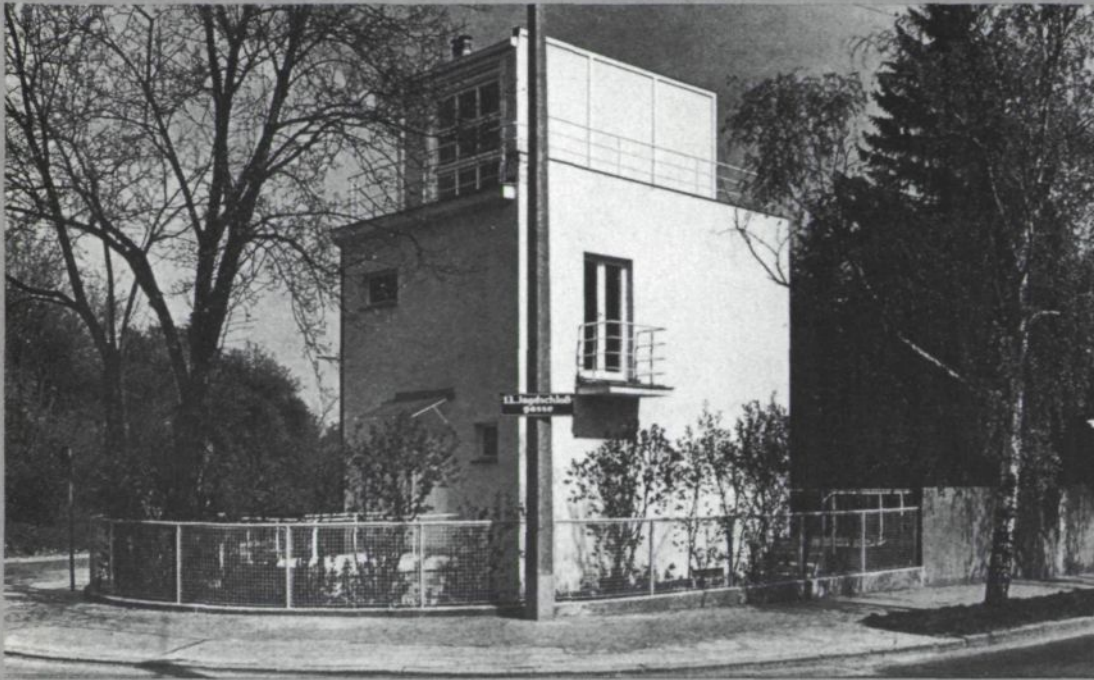


Casabella Nr. 523, April 1986

Wird die Brücke von Kalabrien nach Sizilien gebaut oder nicht? Das ist die Frage, die seit über zwanzig Jahren jegliche vernünftige Planung für die sizilianische Hafenstadt *Messina* blockiert. Einen Ausweg aus dieser Situation erhofft man sich durch den zur Zeit in Ausarbeitung befindlichen Flächennutzungsplan, der



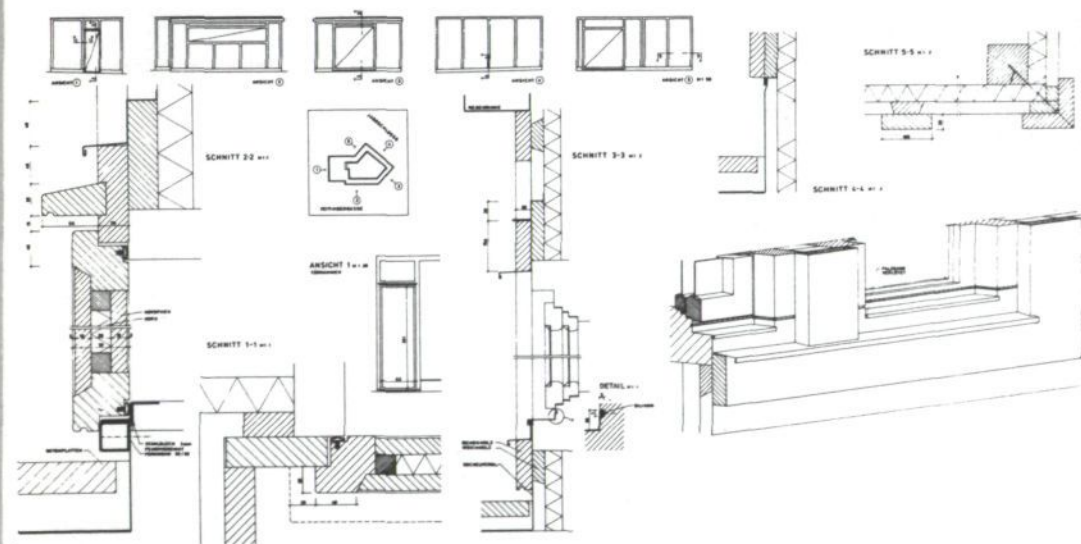
vor allem Aussagen zur Weiterentwicklung der für diese Stadt, die 1908 nach einem verheerenden Erdbeben am gleichen Ort wieder aufgebaut worden war, so typischen Struktur der Baublöcke betreffen soll; denn die zunehmende Verdichtung dieser Blöcke verschlechtert nicht allein die Wohn- und Arbeitsbedingungen, sondern gefährdet auch die morphologische Identität insgesamt. Aus diesem Anlaß wurden im März 1985 dreißig Architekten zu einem „Internationalen Entwurfssymposium“ über den *Baublock von Messina* geladen. Die abgelieferten Arbeiten lassen sich in zwei Gruppen einteilen: zum einen recht fleißige Analysen der vorgefundenen Typologien (Blöcke mit geschlossener Randbebauung, mit durchbrochener Randbebauung, mit Innenbebauung, mit einem großen Innenhof, mit mehreren Höfen etc.), die vom Vorhandenen ausgehend, ihre Planungsvorschläge entwickeln, ohne jedoch auch über die ursprünglichen Modelle hinausgehende Konzeptionen zu scheuen (z.B. die Zusammenfassung mehrerer solcher Baublöcke zu großen „Superblocks“) – etwa die Arbeiten von „Michele Cannata“, der Gruppe um Carlo Magnani und der Gruppe um den Spanier „Joan Busquets; zum anderen eher imaginäre und zum Teil bewußt provozierende Entwurfs„bilder“, die sich von der Pragmatik des Realen lösen, um sich mit der Symbolik Messinas als „Eingangstor“ Siziliens zu beschäftigen, was meist in irgendwelchen Monumentalbauten am Meeresufer, von weither als Wahrzeichen sichtbar, mündet – etwa bei Francesco Venezia oder Giuseppe Leone. Gio Ponti ist den meisten als Leiter der Planungsgruppe für das Pirelli-Haus (1955-58), das erste moderne Hochhaus in Mailand, ein Begriff. Weniger bekannt sind viele der früheren Werke dieses Mannes, der nach seinem Dilemma im Jahre 1921 in der Zwischenkriegszeit eine Vielzahl von Wohnbauprojekten gehobenen Standards in seiner lombardischen Heimatstadt verwirklichen konnte. Mit diesen



Oswald Haerl
Blick von der Jagdschloßgasse



6



7

Zeichnungen zur Restaurierung der Fassade, Türen und Fenster

Bauten sowie mit seinen Tätigkeiten als Herausgeber der Zeitschrift DOMUS und als Leiter der Mailänder Triennale befaßt sich ein Beitrag von Annalisa Avon. Ponti, der sich immer mehr als einen universalen „Künstler“ denn als bloßen Architekten verstanden hat, hat damals den „Geschmack“ seiner Zeit, was Wohn- und Innenraumgestaltung angeht, entscheidend mitgeprägt. Er nahm dabei in der italienischen Debatte eine Vermittlerrolle zwischen den „Traditionalisten“ und den „Modernen“ ein, auf der Suche

nach einem „Stil“, der zwar das Moderne bejaht, ohne jedoch die klassischen Gestaltungslehren zu verleugnen.

Casabella Nr. 524, Mai 1986

Der größte Teil dieses Heftes ist dem Internationalen Architekturgutachten für das Bicocca-Gelände in Mailand gewidmet, das in die Liste der großen Wettbewerbe der letzten Jahre für die durch neue Technologien bedingte Umstrukturierung der traditionellen industriellen Produktionsanlagen einzureihen ist.

Nach Abstimmung der grundsätzlichen Flächennutzungsplanung mit den zuständigen Behörden hatte das PIRELLI-Unternehmen im vergangenen Jahr zwanzig renommierte Büros, u.a. Carlo Aymonino, Mario Botta, Giancarlo de Carlo, Vittorio Gregotti, Gino Valle, Hermann Hertzberger, Renzo Piano, Richard Meier, Aldo Rossi, dazu eingeladen, Vorschläge für einen sog. „technologischen Pol“ im Norden der Stadt auszuarbeiten. Dabei ging es um die Fragestellung, inwieweit den durch die zunehmende Tertiärisierung be-

dingten neuen produktiven und sozialen Aktivitäten in räumlichen und architektonischen Begriffen Ausdruck verliehen werden könne.

Vittorio Gregotti bewertet die Ergebnisse, die in den achtzehn abgegebenen Arbeiten zusammengetragen wurden, als Zeichen eines „neuen Realismus“, insofern sie weder den Versuchen imaginärer Megastrukturen und utopischer Stadtmodelle (wie sie noch vor zwanzig Jahren bei vergleichbaren Wettbewerben üblich gewesen wären) erliegen, noch in den ansonsten so beliebten und modischen akademischen Formalismus abgeglitten seien.

Den meisten Vorschlägen ist die Erkenntnis gemein, daß die neuen Technologien keine großflächigen, zusammenhängenden Produktionsflächen mehr erfordern, sondern eher kleine, dezentrale Einheiten, und damit eine neue Integration der Funktionen erlauben: Produktion, Handel, Verwaltung, Wohnen, Lehren und Lernen, Kultur und Sport werden wieder räumlich zusammengeführt, ohne daß sich jedoch schon eindeutige Aussagen über die Art und Weise der Verflechtung und Verknüpfung dieser Funktionen treffen ließen. Das komplexe, multifunktionale, aber mit zahlreichen Ungewißheiten belegte Szenarium findet seinen baulichen Ausdruck in einer Architektur, die sich weitgehend darauf beschränkt, funktionsneutrale Hüllen und Behälter vorzuschlagen; d.h. die neuen Technologien finden noch keine Entsprechung in speziellen neuen Bautypen.

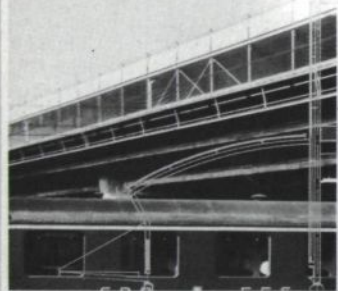
Was die architektonische Gestaltung dieser neutralen Strukturen angeht, so lassen sich zwei Grundansätze verfolgen: zum einen der fast vollständige Verzicht auf gestalterische Festlegungen zugunsten eines gleichwertigen und regelmäßigen Systems von Gebäuden und Blöcken, das allein durch topographische Gegebenheiten, Straßennetz und Erschließungsstruktur seine vorläufige Charakterisierung erfährt (so die Vorschläge von Moneo, Guedes, Ungers, Hertzberger u.a.); zum anderen die bewußte Formalisierung und Hervorhebung bestimmter Bereiche, die – nur in ihrer Erscheinungsform, aber nicht in den Inhalten festgeschrieben – zu den Fixpunkten des Terrains werden und dem Gebiet eine eigene Identität und Autonomie verleihen sollen (so z.B. Rossi, Aymonino, Botta). Zur Weiterbearbeitung in einer zweiten Planungsphase wurden die eher zurückhaltenden Arbeiten der drei Gruppen Gregotti, Valle und Gabetti/Isola ausserkor-

Michael Peterek

archithese

3-86

Zeitschrift und Informationsdienst für Architekten und Kunst - Revue thématique d'architecture et d'art



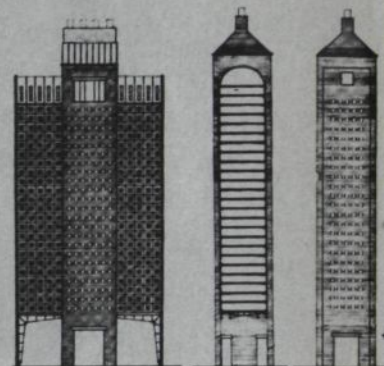
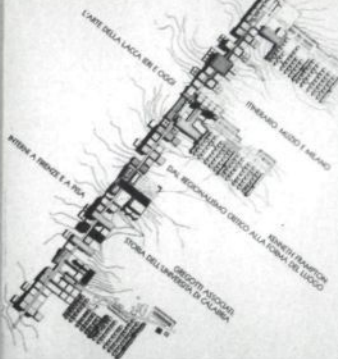
Kleine Architekturen
Petites architectures

domus

XIV TRIENNALE IL PROGETTO DOMESTICO



domus



archithese 3-86

„archithese abgeschafft“ überschrieb Günther Uhlig in ARCH⁺ 86 seine Interpretation der „Entlassung“ der beiden Redakteure Martin Steinmann und Irma Nosedà (7); er stützte sich dabei auf eine Meldung im Züricher Tages-Anzeiger vom 2. Juni 1986 über den „rätselhaften Wechsel“ in der archithese-Redaktion: Vermutet werden unüberbrückbare inhaltliche und konzeptionelle Gegensätze zwischen den Redakteuren und der Redaktionskommission des Verbandes freierwerbender Schweizer Architekten (FSAI), dessen offizielles Organ die Zeitschrift ist. „Rätselhaft“ (Tages-Anzeiger) oder bemerkenswert sei dieser Vorgang deshalb, weil sich die Zeitschrift unter Steinmann nun endlich rentiere (Tages-Anzeiger); Erfolg im In- und Ausland habe, ja sogar „dank Steinmann und Nosedà, ... Weltgeltung genieß(e)“ (Uhlig). Gegen die Vermutungen, die „unqualifizierten Vorwürfe“ des Tages-Anzeigers und „seine geschnittenen Lobhudeleien an die falsche Adresse“ verwarf sich der Verleger Arthur Niggli in der mir vorliegenden Ausgabe der archithese („Ein Redaktionswechsel und der ‚Tages-Anzeiger‘“, 65); die Kündigung des „Redaktor(s) Dr. Steinmann“ sei im Februar „ordnungsgemäß“ erfolgt, „der heutige finanzielle Erfolg der ‚archithese‘ (habe) mit der Redaktion des Herrn Dr. Steinmann nicht das geringste zu tun“ und „das ganze Konzept, das Prinzip und die Richtlinien, als Basis für Qualität und Niveau der ‚archithese‘“, im Aus- und Inland „erkannt und gebührend gewürdigt“, sei „lange vor der Redaktionszeit des Dr. Steinmann“ „bereits 1972 vom damaligen Redaktor Dr. Stanislaus von Moos und von (ihm) als Verleger“ ausgearbeitet, festgelegt, von den damaligen „Verantwortlichen des FSAI akzeptiert“ und „den normalen Verbandsmitgliedern gegenüber vertreten“ worden. Ein normaler Redaktionswechsel? Ich glaube kaum. Nach Aussage des „Präsidenten der Re-

daktionskommission“ sollen die Richtlinien der Zeitschrift, „auch nach dem Ausscheiden ihres Redaktors“, nicht verändert werden. Warum also der Rauswurf von Steinmann und Nosedà? Niggli gibt keine Begründung dafür. An den Vermutungen scheint etwas dran zu sein. Steinmann selbst hat – so Uhlig – „realistische Kooperationsangebote unermüdlich in Richtung Verband gemacht“. Diese „Kooperationsangebote“ haben sich meines Erachtens seit den letzten Jahren in der Veränderung der Inhalte der Heftschwerpunkte und der Heftstruktur niedergeschlagen; archithese 1-86 war in dieser Hinsicht ein bemerkenswerter Höhepunkt (vgl. meine Rezension in ARCH⁺ 85). Als Zeugen für meine Beobachtung erwähne ich den Brief von Casati („Das Eigentor der ‚Azzurri-Rossi‘“, 80 f); „Als Besitzer sämtlicher Jahrgänge von archithese bedauere ich die Entwicklung dieser Zeitschrift in den letzten Jahren ganz besonders. Die vertretene ‚Tendenz‘ erreicht nun in 1/1986 Stand der Dinge einen einmaligen Höhepunkt“. Die „Freude“ des „Wartens auf die neue Nummer von archithese“, von der Uhlig in ARCH⁺ 86 sprach, ist mir schon längst vergangen. Was nun aus archithese wird, werden wir definitiv erst im nächsten Jahr erfahren – noch sind Nosedà und Steinmann am Zuge.

Das vorliegende Heft beschäftigt sich mit „kleinen Architekturen“. Hierzu heißt es in einem einleitenden Beitrag (Ortner, „Das Bedürfnis nach Großzügigkeit“, 4 f): „Kleine Architektur kann formal und ideell nur Bestandteil eines größeren Zusammenhangs (Konzepts) sein. Versucht sie im Kleinen ein in sich geschlossenes Ganzes zu bilden, so haftet ihr etwas Affengesichtig-Possierliches an ... In zahlreichen Fällen hatte der Architekt keinen größeren Auftrag und legte alles, was er sagen wollte, in diesen einen. Das sind die Motive, weshalb kleine Architektur verbal sprudelt – und weshalb sie in den meisten Fällen durch diese

Ambitioniertheit so unerträglich ist“. Vorgestellt werden historische Beispiele aus den 20er und 30er Jahren und gegenwärtige Projekte: die „Tramwarte-hallen“ in Biel aus den 20er Jahren, „Demonstrationsobjekte moderner Formen, Techniken und Materialien“, „Lehrmittel des guten Geschmacks“ und „Bedeutungsträger“ (Ehrensperger/Montmollin, „Die Warte-halle als Bedeutungsträger“, 14 ff); die Genfer Kioske aus den Jahren zwischen 1930 und 1950 mit ihren „objectifs de la didactique“ (Mestelan, „Un petit objet architectural, un objet à (faire) comprendre“, 36 ff); die „Tankstelle von Arne Jacobsen, 1938“, bei Skovshoved (DK) (Sestoft, „Von jenem gewissen esoterischen Charakter...“, 29 ff); die „Titan“-Tankstelle von Egger/Müller in Zürich, 1934 (Liechtenstein, „Zwischen Gewöhnlichkeit und Ereignis“, 32 ff); der „Musikpavillon“ von Max Werner „im Mosergarten Schaffhausen 1936-1938“, dem nun der Abbruch droht (Rüegg/Schöttli); die „Perrondächer von Ingenieur Hans Hilfiker im Winterthur-Grüze“ (1950) (Brühlmann, „Die Utopie industriell hergestellter Perrondächer“, 7 ff); die „Kopenhagener Bushaltestelle(n) von Henning Larsen, 1986“ (Sestoft, „Ein Stück Kleinarchitektur“, 26 ff); der Prototyp für eine Serie neuer „Tram-Stationen“ in Basel von Furrer/Stiner (Jehle, „Leichtigkeit, Ökonomie, Eleganz“, 21 ff); der Entwurf einer neuen Warte-halle für die städtischen Verkehrsbetriebe Zürich (Zbinden, „... für die VBZ charakteristisch“, 24 f); die „Passerelle“ und die Perrondächer des Gebäudekomplexes, Postbetriebsgebäude, Wohn- und Geschäftshaus, in Luzern (1981) (Bosshard/Imhof, „Eine Landschaft von Stegen, Kranen und Masten“, 41 ff).

In der „Bauchronik“ beschäftigt sich Bärtschi mit der Modernisierung des Züricher Schlachthofes, der als „erste moderne Schlachthanlage der Schweiz“ zwischen 1905 und 1909 entworfen und ausgeführt wurde

(„Schlachthof Zürich – schonende Modernisierung einer bedeutenden historischen Industrieanlage“, 53 ff). Ein beabsichtigtes Neubauprojekt, der den Abbruch der alten Gebäude bedeutete, scheiterte 1969 glücklicherweise am Kostenfaktor; nach einem Gutachten wurde der Gebäudekomplex, eine „Basilika für Schlachtfleisch“, unter Denkmalschutz gestellt und für ihn Schutzempfehlungen erarbeitet. Unter weitgehender Berücksichtigung dieser Schutzempfehlungen wurde der Schlachthof modernisiert und erweitert; eine Erneuerung, die Bärtschi „als gelungene Synthese zwischen den Anforderungen des Kunstdenkmalschutzes und den Leistungsanforderungen einer modernen Industrieanlage“ bezeichnet (54). Mit einigem Recht hält der Verfasser als Ergebnis dieses Projekts fest: „In einer Zeit des beschleunigten Strukturwandels in der Industrie sind solche Beispiele wichtig als Beweis dafür, daß nicht jede alte Fabrik entweder abgebrochen oder zur meist nicht lange Zeit finanziell tragfähigen Kulturfabrik umgenutzt werden muß“ (57).

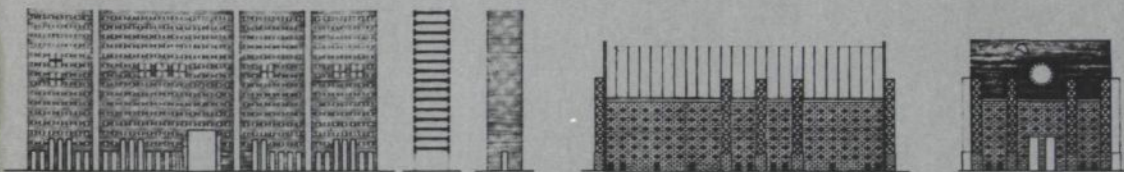
Außer vielleicht der Einschätzung der Wettbewerbsergebnisse im Falle „Löwenplatz-Gebiet“ in Luzern, im Zusammenhang mit dem ausgezeichneten historischen Gutachten von Irma Nosedà (archithese 4-85) zu sehen, (vgl. Jenni/Steinmann, „Eine einfache Sache“, 69 ff) ist auch aus dem Magazin der Zeitschrift nichts Aufregendes zu vermelden. Im Ganzen gesehen, ist auch archithese 3-86 – um mit Liechtensteins Worten zu sprechen – kein „Ereignis“, sondern „Gewöhnlichkeit“ – gewöhnen an was? Dies zu beurteilen, überlasse ich dem geeigneten Leser.

Erich Konter

domus Nr. 671 bis 673

Die drei Hefte des zweiten Quartals '86 wiegen zusammen fast drei Kilogramm. Weit über die Hälfte dieses Gewichtes erbringen die Reklameseiten. Zum Hantieren mit den großformati-

Aus domus 673: Wettbewerb Bicocca, Mailand
Gruppe Aldo Rossi, Aldo Rossi, Andrea Balzani, Christoforo Bono, Gianni Braghieri u.a.



Bautypen;

Lageplan: Hauptbahnhof, Bicocca, Neuer Bahnhof (der Hauptbahnhof soll anderweitig genutzt werden). Die Zeichnung zeigt die Beziehungen zwischen dem Territorium, der Bicocca und der Altstadt

gen Heften, 32,5 auf 24,5 cm das Format in Höhe auf Breite, mit ausgestanzten Titelseiten, bedarf es eines freigeräumten Zeichentisches. Historisches und Modernes, Kunst innerhalb und außerhalb von Gebäuden, Möbel (mehr zum Ansehen als zum Benutzen), F.L. Wright und W. Gropius, wohlgeformte Frauenbrüste, Umbau, Neubau, Restaurierung, der Bogen auf den redaktionellen Seiten wird weit gespannt, ein Querschnitt lebendiger Umraumgestaltung dargestellt. Und in diesem Spannungsnetz belegt die klassische Moderne, trotz aller para-, post-, post-post- oder sonstwie genannter neuer Mode(rne), ihre noch nicht erloschene Gestaltungskraft. Nachfolgend Beispiele aus den drei Heften, die diese Feststellung unterstreichen.

Nr. 671: Zweite Erweiterung des Art Center in Iowa, USA, von Richard Meier. Die vorhandene Anlage wurde durch gegliederte Baukörper wirkungsvoll und doch einfühlsam ergänzt. Meisterlich die Handhabung der quadratischen Grundstruktur, die auch bei Rundungen und Schwingungen der Baukörper überzeugend durchgehalten. Im Inneren Rampen und Durchblicksmöglichkeiten, ein Raumgefüge, das Spannung erzeugt, Neugierde weckt. Dessen helle, ruhige Wandflächen den ausgestellten Objekten nicht den Rang streitig machen. Die innen gezügelte Dynamik unterstreicht zum Außenraum ihre eigenständige Gestaltungskraft. Architektur im Dienst der ihr aufgegebenen Erfüllung der verschiedenen, sich überlagernden Funktionen.

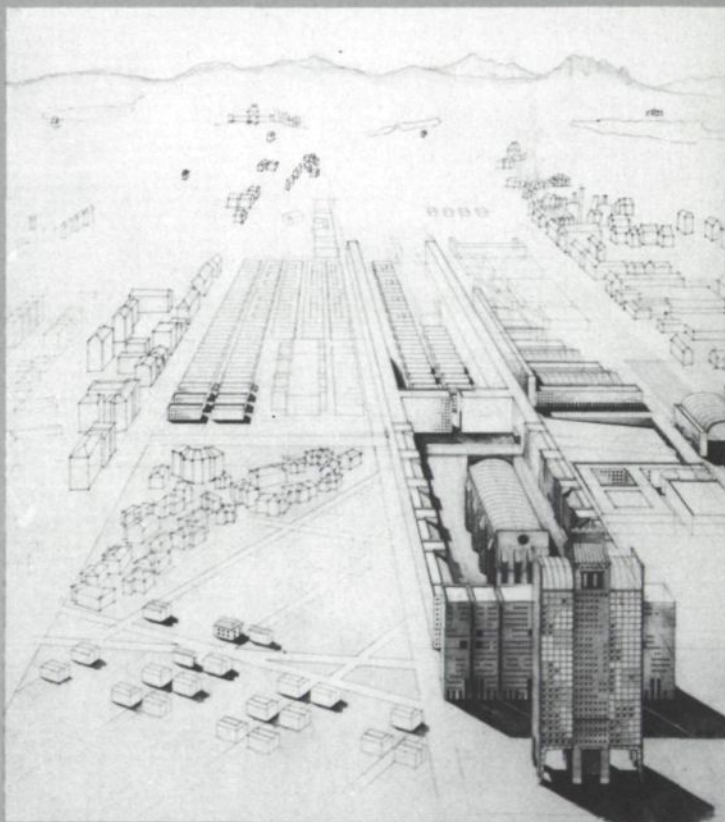
Nr. 672: Alfred-Wegener-Institut für Polarforschung in Bremerhaven von Oswald Mathias Ungers. In der Nachbarschaft zu Hans Scharouns Schiffahrtsmuseum errichtet. Ein Gebäude dessen geschwungener, gestaffelter Bug und dessen „Decksaufbauten“ Assoziationen zum Schiffbau anklingen lassen. Ein „Eisbrecher“ in Ausgangsposition. Auch hier wird das Quadrat als Grundstruktur eingesetzt. Seine Vervielfachung dient zur

Bildung von Längsformaten. Die kühle, ruhige, räumlich überscheidende Gestaltung der zweigeschossigen Eingangshalle scheint arktische und/oder antarktische Bedingungen erkennen, errahnen zu lassen. Mögen die ernst zu nehmenden Vertreter der Postmoderne (die Mitläufer machen die Sache ja eigentlich erst schlimm) Ungers als „einen der Ihren“ bezeichnen, mit dem Alfred-Wegener-Institut hat er belegt, daß die klassische Moderne für ihn allerdings nicht „gestorben“ ist.

Diese Lebendigkeit zeigt ein weiteres Beispiel jedenfalls im Inneren des Gebäudes, das 1927 in Moskau als Wohnhaus mit Atelier errichtet wurde.

Nr. 673: Auf den Album-Seiten ein viertelseitiger Hinweis auf die Verleihung des Pritzker Architekturpreises 1986 an Gottfried Böhm. Auch ihn mögen die Verfechter der Postmoderne „in Beschlag nehmen“. Doch Böhm's Architekturvorstellungen gingen schon zu einer Zeit über die sogenannte moderne Architektur hinaus, als noch in fast ausschließlich theoretisch orientierten Zirkeln – meist ohne Teilnahme von Architekten – über einen neuen, zeitgerechten Ansatz, über eine para- oder postmoderne Ästhetik diskutiert wurde.

Einige der im gleichen Heft kurz oder ausführlicher publizierten Objekte zeigen die Möglichkeit einer sinnvollen Verzahnung von moderner, neuerer und derzeitiger Gestaltungsabsichten und Gestaltungsmerkmalen im Einklang mit der notwendigen Funktionserfüllung auf. Welches Beispiel verdient hervorgehoben zu werden? Warum nicht das Größte, das kulturpolitisch sicher Wichtigste, die neue Universität bei Cosenza, tief im Süden Italiens. Als eine Art Straßenuniversität, 3,25 Kilometer lang, zwischenzeitlich um etwa ein Drittel gekürzt, zerschneidet sie ein Tal. Eine Entscheidung, die landschaftlich und möglicherweise ökologisch, nicht positiv bewertet werden kann. Eine Planung aus den 70er Jahren, die auch im technischen Charakter



Vogelperspektive: Im Vordergrund ein Hochhaus als Wahrzeichen der Bicocca

ihrer Struktur, der Gestaltung der einzelnen Gebäude bis hin zur Detailausbildung deutlich wird. Doch dieses Gestaltungsprinzip paßt zur Aufgabenstellung, können doch dadurch aus der technischen Entwicklung heraus notwendig werdende Umrüstungen quasi systemimmanent ergänzt, neue Teile hinzugefügt werden, wenn Bedarf besteht. In vielen Bereichen noch Baustelle, noch lange nicht eingebunden in die ausschließlich landschaftliche Umgebung, wäre dieses Projekt geradezu dafür prädestiniert, von domus in seiner weiteren

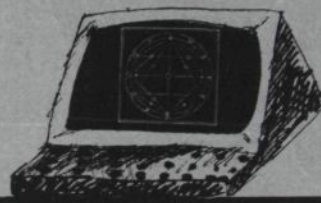
Entwicklung publizistisch begleitet zu werden. Drei Seiten breit, die dritte Heftseite ausgeklappt, das Luftbild des derzeitigen Zustandes. Wie mag er sich in einem, zwei, fünf, zehn Jahren darstellen? Was geschieht künftig? Dies am Beispiel eines konkreten Objektes, im Verlaufe vieljähriger Nutzung, möglicherweise Umnutzung, darzustellen, kann als lohnende Aufgabe bezeichnet werden. Erfahrung kann ein guter „Lehrmeister“ sein.

W.V. Hofmann

Unter dem Titel „CAD – Ein Erfahrungsbericht“ erschien 1985 im März-Heft des DAB ein Artikel, in dem Klaus Hüttner für das Büro Heinle, Wischer und Partner den Versuch unternahm, positive Aspekte des CAD-Einsatzes in einem großen Architekturbüro – nach Überwindung aller Anfangsschwierigkeiten – zu beschreiben. In den 76. Bauwelt Fundamenten wurde das Thema vom gleichen Autor aufgegriffen¹⁾. ARCH⁺ nahm dieses Engagement zum Anlaß, das Stuttgarter Büro zu besuchen, um über CAD-Anwendererfahrungen zu diskutieren²⁾. Im Vordergrund des ARCH⁺-Interesses standen drei Themen:

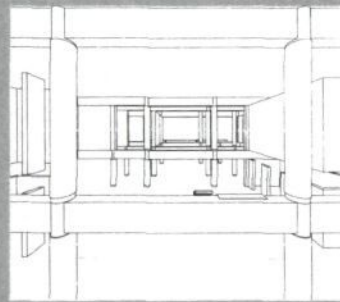
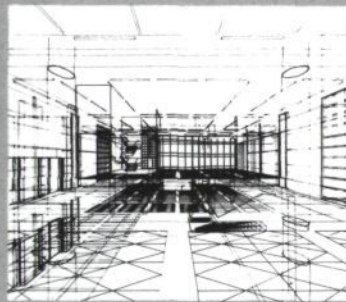
1. Warum und wie kam Heinle, Wischer und Partner zum CAD?
2. Hat der CAD-Einsatz für das Büro Vorteile erbracht?
3. Beeinflußt CAD nach Ansicht von Heinle, Wischer und Partner über die Arbeitsweise des Architekten hinaus auch die Systematik seines iterativen Arbeitsstils und die Qualität seines Produkts?

Die Einsicht, durch CAD das Projektmanagement für große Bauaufgaben verbessern zu können, war bestimmend für die Entscheidung zum Einstieg in die neue Technologie, wenngleich der Augenblick – Januar 1984 – auch von einer Kundenanforderung nach CAD-Einsatz beeinflusst wurde. Die Wahl fiel nach eingehendem Vergleich auf das englische System RUCAPS, das auf einem PRIME-Computer (alternativ wäre auch DEC möglich gewesen) implementiert wurde. Diese Entscheidung wurde aufgrund der architekturenspezifischen Ausrichtung von RUCAPS getroffen, dessen Softwarekonzept nicht nur im Blick auf Aufgaben des Maschinen- oder Flugzeugbaus entworfen und anschließend für Architektur adaptiert wurde, sondern von Beginn unter Architektenaufsicht für deren Belange entwickelt worden war. So ist die Zahl der graphischen Primitiven eher gering (es existieren zwar Kreise, aber keine Ellipsen; Kurven sind durch gerade Abschnitte und Kreissegmente eher aufwendig zu definieren, komfortablere Spline-Funktionen bestehen dagegen nicht), die Arbeit zur mehrfachen Platzierung identischer Komponenten in definierten Leerrastern aber sehr bequem. Die Bedienoberfläche wird von den Mitarbeitern des Büros insgesamt als übersichtlich eingestuft; entsprechend ist die Systemakzeptanz heute sehr hoch. Zudem wird die Bedienung ständig verbessert und die Leistungsfähigkeit des Systems erhöht. An diesen Verbesserungen partizipiert Heinle, Wischer und Partner, weil das Büro der RUCAPS-User-Group beigetre-



CAD-JOURNAL 10

CAD-Anwendererfahrungen



Computerzeichnungen einer Eingangshalle (Figuren wurden nachträglich einkopiert). Das Programm bietet 20 verschiedene dreidimensionale Darstellungsarten: Zentralperspektive, Isometrie, Axonometrie, Stereoskopie usw. Der „wire frame“ mit 14 762 Konstruktionslinien verdeutlicht den geometrischen Aufbau der „components“. Der Computer berechnet Überlagerungen und Durchdringungen von Ebenen. Durch Zuordnung der „Components“ zu bestimmten Kategorien kann die Darstellung z.B. auf tragende Wände, Stützen und Unterzüge reduziert werden.

ten ist, deren Mitglieder aktualisierte und verbesserte Softwareversionen beim Erscheinen automatisch ausgeliefert bekommen. Die Größe des Büros garantiert eine starke Auslastung der CAD-Anlage, so daß die Rentabilität gewährleistet ist und eine Amortisation in einem Jahr, also innerhalb von dann insgesamt drei Jahren erfolgen wird. Heinle, Wischer und Partner erwartet, daß es zukünftig keine Planung von Großprojekten ohne das Hilfsmittel CAD mehr geben wird.

Die Vorteile liegen hauptsächlich in der zentralen, vom Architekten als „Daten-Manager“ betriebenen Informationshaltung. Das beinhaltet im Idealfall, daß im Rechner stets ein auf neuestem Stand gehaltenes virtuelles Modell des zu planenden Bau-

werks existiert mit allen erdenklichen Informationen über Masse, Material, Preis, K-Wert, Gewerkezuordnung, Farbgebung, Herstellerangaben u.v.a.m. Aus dieser Datenobermenge können beliebige Teilmengen berechnet werden, die geplottet spezifischen Detailplänen, Werkplänen etc. entsprechen. Ein dem Fachingenieur oder Handwerker ausgehändigter Plan extrahiert nur die für dessen Arbeitsprozeß notwendigen Informationen; durch Leere steigt so die Übersichtlichkeit der Planungsunterlagen, eine – wie von Heinle, Wischer und Partner angemerkt wurde – oft gewöhnungsbedürftige Neuerung. Nahezu „nebenbei“ können AVA-Unterlagen, wie Stücklisten, Flächenberechnungen, Kostenabschätzungen etc. entstehen, was eine nicht zu un-

terschätzende Hilfestellung bedeutet, wenn man z.B. bedenkt, daß beim Bau eines Klinikums in Köln bis zu 11.000 Fassadenelemente zu verwalten waren.

Die Addition gleicher Bauteile (das impliziert Operationen wie Drehungen, Spiegelungen u.ä.), wie sie unter Einbeziehung industriell vorgefertigter Elemente bei der Planung häufig anfällt, fällt mit CAD ungleich leichter als ohne. Ein Vorteil, weil Planungsvarianten leichter und schneller zu erstellen sind, ein Nachteil, weil vielleicht öfter als notwendig auf schon bestehende „Bausteine“ (Makros) zurückgegriffen wird. Ein keineswegs kreativ zu nennender Prozeß, der aber auch schon mit weit weniger aufwendigen Apparaturen, wie zum Beispiel einem Kopierer, einsetzen kann und somit nicht als CAD-spezifisch anzusehen ist. So kristallisiert sich mindestens in so umfangreichen Planungen wie denen, die Heinle, Wischer und Partner zu bewältigen haben, CAD als ein Werkzeug heraus, das in der Lage ist, die steigende Anzahl der zur Planung notwendigen Informationen in einem Rechnermodell zu verdichten und den Planungsprozeß überschaubarer, widerspruchsfreier, vielleicht auch rationaler zu gestalten.

Notwendige Voraussetzung ist allerdings eine alle Hierarchiestufen des Büros einschließende Einarbeitung, da sich ein egalitärer Aneignungsprozeß nur dann sinnvoll verwirklichen läßt, wenn vom Projektleiter bis hin zum Bauzeichner sich alle Planungsbeteiligten in die Bedienprozeduren der CAD-Technologie eingearbeitet haben. Nur so kann gewährleistet werden, daß notwendige Planänderungen direkt und ohne Zeitverzug in den Rechner eingegeben werden können, ohne Umweg über besondere Operateure, auf deren Schreibtischen sich die Papierstapel einzugebender Korrekturen nur allzu leicht häufen würden und so Eingabeschlangen entstünden.

Durch sukzessive Definition unterschiedlicher Grundformen und ihrer Verknüpfung erzeugt der CAD-einsatzende Architekt das Gesamtmodell eines Objektes im Datenspeicher seiner CAD-Anlage. Hier wird die Datenobermenge verwahrt, aus der Pläne durch Berechnungen erstellt werden können, denen jeweils nur Teilmengen der Daten zugrunde liegen.

Idealisiert ließe sich formulieren: vom Kopf des Architekten hat im Zuge der Eingabeprozedur ein Modelltransfer in den Datenspeicher des Rechners stattgefunden. Und hierin verbirgt sich das maßgeblich Neue in der Arbeitssystematik des Architekten: es existiert ein vollständiges Modell außerhalb seines Kopfes

in einem externen Speicher; für die Modellkonsistenz trägt ein Rechner Sorge.

Ein Plan ist dann nicht mehr ein Dokument, in dem der Architekt den Sachstand notiert, fort schreibt (... den Plan ändert usw.), sondern nur noch das Kommunikationsmedium, das der Architekt sich von der CAD-Anlage ausgeben läßt, um es an Fachingenieure, Handwerker etc. weiterzugeben. Darüberhinaus dienen ihm selbst diese Pläne als Darstellungen des Sachstandes zur Qualitätskontrolle des Entwurfs.

Es gab und gibt Philosophen, die meinen, es sei die Sprache, die spreche, und es gab und gibt Architekten, die glauben, es sei die Zeichnung, die zeichne; recht haben sie, den selbstregulieren-

den Prozeß zu betonen, der beim Sprechen und Schreiben die Sätze und beim Zeichnen die Skizze werden läßt, was zu werden möglich ist!

Zwei Fragen folgen daraus: wann sollte CAD in die Planung aufgenommen werden – vorausgesetzt, man lehnt ihren Einsatz nicht grundsätzlich ab –, und wann endet gewöhnlich die genannte Selbstregulierung in der täglichen Arbeit des Architekten?

In der Antwort zur ersten Frage ist sich Heinle, Wischer und Partner beispielsweise mit Horst W.J. Rittel einig, daß CAD-Hilfe eingesetzt werden soll, sobald aufwendige Detailarbeit und Routine den Planungsprozeß eines Gebäudes zu dominieren beginnen³⁾. Vorher sollte man die

Spontaneität nicht durch frühzeitigen Arbeits-Formalismus behindern, der mit jeder Computereingabe verbunden ist.

Die Antwort auf die zweite Frage weist allerdings auf den Zuwachs an Planungsmöglichkeiten hin, den CAD eröffnet: die Existenz eines leicht änderbaren, unverändert konsistenten Modells, die Möglichkeit, vielfältig Risse, Detailrisse, Ansichten, Perspektiven darstellen zu lassen, hält den Planungscharakter eines Gebäudes länger und grundsätzlich offen als es ohne CAD möglich ist. Planänderungen erzwingen kein tagelanges Neuzeichnen mehr, und deshalb wird ein iteratives, experimentierfreudiges Planen erleichtert. Deshalb ist Heinle, Wischer und Partner überzeugt, daß CAD-

Einsatz Planungsverbesserung bedeuten kann – wenn er nicht einzig zur Erhöhung der Arbeitsgeschwindigkeit mißbraucht wird.

Kay Friedrichs, Günter Stöhr,
Gregor Wessels

Anmerkungen:

- 1) Klaus Hüttner: „CAD – Ein Erfahrungsbericht“ in: DAB 3/85, S. 297ff
Klaus Hüttner: CAD-Automation in der Bauplanung, in: „Bauwelt Fundamente 76, CAD: Architektur automatisch?“
- 2) Unser Gesprächspartner war der Autor der beiden oben angegebenen Artikel, Herr Klaus Hüttner, bei dem wir uns für seine freundliche Auskunftsbereitschaft bedanken möchten.
- 3) vgl. K. Hüttner in: „Bauwelt Fundamente 76“, S. 142, und H.W.J. Rittel, ebenda, S. 211

Von Chaos und Ordnung in dynamischen Systemen handelt ein Buch über computergraphische Experimente mit Pascal von Karl-Heinz Becker und Michael Dörfler. Computergraphische Experimente – das sind mathematische Fragen an Computer, gestellt in Form von Formeln und Programmen mit einer graphischen Aufbereitung der Antworten. Die Formeln sind dabei oft sehr einfach; die Ergebnisse aber von einer verblüffenden Komplexität und Schönheit. Beispiele dazu sind in diesem Buch reichlich vorhanden. Es richtet sich an alle Studenten, CAD-nutzende und interessierte Architekten, die ein weitergehendes Interesse an graphischer Datenverarbeitung und Programmierung besitzen, und die, ein geeignetes kleines Computersystem vorausgesetzt, Freude an Experimenten mit solchen Darstellungen haben.

Im ersten Kapitel präsentieren Becker und Dörfler einen kleinen Bilderbogen einfacher, computergraphischer Experimente. Ausgehend von der Fragestellung der Ausbreitung der Masern werden seltsame Diagramme – Feigenbaum-Graphiken – entwickelt; anschließend – nach einem kurzen Ausflug in die Welt der komplexen Zahlen – werden Julia-Mengen und der Superstar, das „Apfelmännchen“ vorgestellt.

Das erste Bild zeigt das vollständige Apfelmännchen, das zweite einen genaueren Ausschnitt. Schon hier ist zu erkennen, wie sich die auffallende Form des „Apfels“ immer wieder in den kleinen Knospen wiederholt. Schließlich wird erläutert, wie mit den „Fractals“ computergraphische Landschaften und Darstellungen erzeugt werden können, die eine bisher nicht gekannte, täuschende Ähnlichkeit mit der Realität zeigen. Gerade diese „Fractals“ werden in Zu-

kunft auch in CAD-Systemen eine immer wichtigere Rolle bei der graphischen Bildaufbereitung spielen. Trotz aller Komplexität der Er-

gebnisse ist dieses Kapitel bewußt einfach gehalten. Zu jeder Fragestellung sind Programme in einer Pseudo-Programmiersprache angegeben, die auch ein An-

fänger nachvollziehen, verstehen und umsetzen kann. Und genau darin liegt der Reiz dieses Buches: Jeder, der Zugang zu einem Personal-Computer mit geeigneter Graphik und Programmiersprache hat, kann diese Experimente mit wenig Aufwand nachvollziehen und selbst neue durchführen. Als Anregung dazu enthält dieses Kapitel viele Tips und interessante Aufgaben.

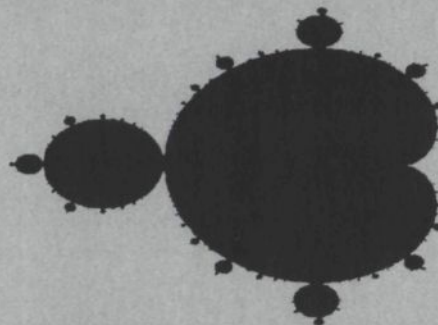
Im zweiten Kapitel werden Bausteine für graphische Experimente – ausformulierte Programmbeispiele in UCSD-Pascal für einen Apple II – angegeben. Gleichzeitig wird der Leser in die Technik der Programmentwicklung eingeführt, indem einfache Grundrezepte für „schöne, gute“ Programme vorgestellt werden. Auch dieses Kapitel ist für jedermann, auch für Anfänger, empfehlenswert.

Das dritte Kapitel richtet sich dann eher an die Profis unter den PC-Besitzern. Es enthält Programmertips, Beispiele für schnelle Rechnerprogramme und Graphiken auf anderen Rechnern wie Apple-Macintosh und IBM PC/XT. Schließlich ist noch ein Anhang mit einer Kurzanleitung zur Benutzung des UCSD-Pascal-Systems auf dem Apple II enthalten.

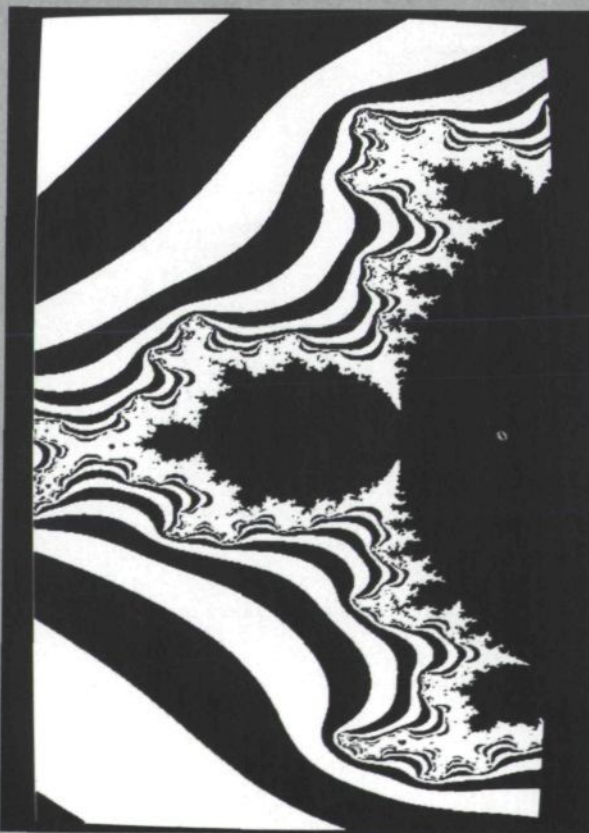
In der Summe ist es ein empfehlenswertes Buch für alle, die sich mit solchen seltsamen, faszinierenden Bildern beschäftigen wollen und auf diese Weise Einblick in ein Grenzgebiet aktueller, wissenschaftlicher Forschung, nämlich der experimentellen Mathematik, gewinnen können.

Kay Friedrichs, Günter Stöhr,
Gregor Wessels

Karl-Heinz Becker, Michael Dörfler, *Computergraphische Experimente mit Pascal*, Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig/Wiesbaden, Preis: 42,- DM



Chaos und Ordnung



Fast unbemerkt von der überregionalen Öffentlichkeit wird in Stein bei Nürnberg eine der interessantesten Ausstellungen dieses Jahres gezeigt: „Das Bleistiftschloß – Familie und Unternehmen Faber-Castell in Stein“, eine Ausstellung anlässlich des 225jährigen Bestehens des Unternehmens Faber-Castell. Gegenstand der Ausstellung ist vor allem der neu feudale Sitz der Industriellendynastie Faber, das „Bleistiftschloß“ und seine Geschichte, aber auch die Geschichte der Bleistiftproduktion und der Bautätigkeit des Unternehmens in Stein. Architektur wird hier nicht in der gewohnten blutleeren Scheuklappen tradition präsentiert, sondern als komplexer Ausdruck der sozialen Karriere einer wirtschaftlich aufstrebenden, politisch aber relativ machtlosen Großindustriellen-schicht. Für die an der „Moderne“ orientierte Baugeschichtsschreibung war das eklektizistische „Bleistiftschloß“ bisher kein Objekt der Begierde, sondern eines der vollständigen Verachtung. Es wurde, so konstatiert der Katalog (S. 35), „so gut wie nie umfassend kunst- oder kulturhistorisch gewürdigt“. Dennoch oder gerade deshalb ist das Schloß mit der einzigartig erhaltenen historischen Einrichtung und dem durch das Unternehmen geprägten städtebaulichen Umfeld für mich eines der bedeutendsten baulichen Zeugnisse der Zeit um die Jahrhundertwende in Bayern, das in keinem ernstzunehmenden Architekturführer fehlen dürfte.

Das Bleistiftschloß

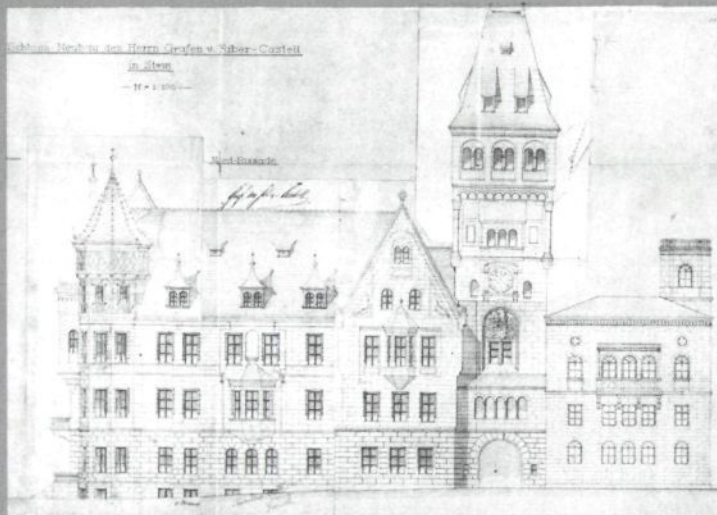
Faber-Castell: mit der königlich genehmigten Nobilitierung des Namens Faber (lateinisch schlicht: Handwerker) im Jahre 1898 anlässlich der Heirat von Ottilie von Faber mit Alexander Graf zu Castell-Rüdenhausen ist der Aufstieg der Unternehmerfamilie Faber in den bayrischen Industriadel formal abgeschlossen. Vorangegangen war bereits die Erhebung Lothars von Faber, des Großvaters von Ottilie, in den erblichen Freiherrenstand durch König Ludwig II. (1881). Damit stellte sich für die kooperierten Parvenüs das Problem eines repräsentativen, standesgemäßen Wohnsitzes, das mit dem Bau des Schlosses (1903-1906, Architekt Theodor von Kramer) in – oft gebrochenem – „romantischem“ Stil seine Lösung fand. Das direkt neben, aber etwas oberhalb der Fabrik thronende Backsteingebäude wurde mit Sandstein und Muschelkalk verkleidet.

Die Lage des Schlosses – an der Grenze zwischen der selbständigen Gemeinde Stein und der Stadt Nürnberg – war von beson-



AUSSTELLUNGEN

Stein bei Nürnberg – ein Denkmal industriell geprägten Städtebaus



Ansicht der Nordfassade des Bleistiftschlosses, Theodor von Kramer, 1903/04



Das „Große Haus“ an der Hauptstraße, als erster Neubau eines Arbeiterwohnhauses 1859 errichtet, fotografiert 1872, abgebrochen 1983 – im Rahmen der Altstadtanierung



Das Ringstraßenprojekt: Bahnhofsvorplatz nach den Plänen von Faber, gezeichnet von Adolf Gnauth, 1879

derer Bedeutung: Das Schloß prägt nicht nur das gesamte Steiner Stadtbild von Nürnberg her, es unterstreicht auch die „Autonomie“ Steins von Nürnberg (und damit den Anspruch der Faberdynastie auf ein eigenes Herrschaftsterritorium – den Industriort Stein). „Dieser Gedanke der Autonomie spiegelt sich in der Schauffassade des Faber-Castell'schen Schlosses wider: Gestaltung und Ikonographie der Nordfront entsprechen dem tradierten Bild eines Rathauses. Neben Giebeln und Turm, der als „unentbehrliches künstlerisches Ausdrucksmittel für das deutsche Rathaus“ im 19. Jahrhundert angesehen wurde, sind auch Turmerker, ein hohes Satteldach, ein rustiziertes Untergeschoß und auf dem Turm üblicherweise Stadtwappen, Uhr, eine Loggia oder ein Balkon typische Merkmale. Die Ratsglocke – als Selbstverwaltungssymbol – dürfte auch nicht fehlen.“ (Katalog S. 38)

Dem historischen Äußeren des Schlosses entspricht ein bunter Stilmix im Inneren. „Zu den verschiedenen Stilformen der Steiner Schloßeinrichtung zählen: eine ‚romanische‘ Halle, klosterartige Gänge und Korridore, Bibliotheken im Stil der Neurenaissance, ein barockartiges Schlafzimmer, zwei Damensalons im Stil Louis-seize und mindestens sechs ausgeprägte Jugendstilzimmer.“ (S. 38f.) Auch Bruno Paul durfte seinen Beitrag leisten.

Das Schloß wurde sofort als Werbeträger eingesetzt: „Ab 1905, mit der Einführung der ‚Castell 9000‘-Bleistifte wurden alle diejenigen Produkte, die die ‚feinste und beste Qualität auf dem Weltmarkt‘ und die ‚sich die höchste Anerkennung aller Kreise errungen‘ hatten, mit dem Namen ‚Castell‘, der durch zwei liegende Schloßtürme flankiert wird, ausgezeichnet.“ (S. 64)

Bis in die nationalsozialistische Zeit blieb das Schloß Residenz der Industriellendynastie. 1939 wurde es beschlagnahmt und als Flakscheinwerferstellung genutzt. Nach Kriegsende besetzten amerikanische Soldaten das kaum beschädigte Schloß. Während der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse diente es als „Pressecamp“. Seit 1953 steht das Schloß leer, und die Instandhaltung wurde vernachlässigt. Im Mai 1985 kam vorübergehend wieder Leben in das Schloß: Der Regisseur Bernhard Sinkel („Lina Braake“, „Berlinger“) drehte dort den Film „Väter und Söhne“ (u.a. mit Burt Lancaster, Julie Christie, Bruno Ganz; Sendetermin voraussichtlich November 1986 im Deutschen Fernsehen). Die Zukunft des Schlosses ist aber weiterhin ungeklärt und damit unsicher.

Werkwohnungsbau

Der Bau des Schlosses war nur der Höhepunkt der städtebaulichen Aktivitäten der Industrielendynastie für den Ort Stein. Diese Aktivitäten waren in ein umfassendes patriarchalisches Programm eingebunden, das von Lothar von Faber um die Mitte des 19. Jahrhunderts umgesetzt wurde. Neben der Gründung einer Kranken-, Unterstützungs- und Pensionskasse, einer Arbeiter-Sparkasse, einer Arbeiterbibliothek, einer Kinderbewahranstalt, einem Consumverein und der Stiftung eines Bauplatzes und eines Gartens für die Gemeindeschule war Lothar auch in der Bewältigung der „Wohnungsfrage“ aktiv: „Kirche und zahlreiche Werkwohnungen gehen auf ihn zurück und setzten bauliche Akzente. In ihnen und im Denkmal für Lothar von Faber vor der Kirche kommt die wechselseitige Beziehung zwischen Unternehmer und Bevölkerung zum Ausdruck.“ (S. 121)

Auftakt des Werkwohnungsbaus war der Umbau der seit 1813 im Besitz der Firma befindlichen „Alten Kirche“ zu einem Arbeiterwohnhaus (1858). „Das Gebäude wurde durch eine quer zur Firstrichtung verlaufende Trennwand in zwei gleich große Haushälften mit jeweils zweispänniger Grundrißanordnung aufgeteilt. Durch eine im ehemaligen Bettsaal zusätzlich eingezogene Holzbalkendecke entstanden drei Vollgeschosse und ein Dachgeschoß mit je vier, ungefähr 36 qm großen, nicht abgeschlossenen Wohnungen. Die Raumfolge Küche-Stube-Kammer war mit einem gemeinsamen Kamin für Herd und Zimmerofen ausgestattet. Brunnen, Abtritt und Waschhaus befanden sich neben dem Gebäude. Erst in den 20er Jahren erhielt das Haus Trockenaborte.“ (S. 128)

In den Jahren 1858/59 wurde das „Große Haus“ für Arbeiter an der Hauptstraße gebaut. „Es handelte sich um einen langgestreckten Stockwerksbau mit zwei Obergeschossen. Den Grundriß bildeten drei aneinandergeriehene, durch separate Eingänge und Treppen erschlossene, zweispännige Hauseinheiten mit je sechs Wohnungen von knapp 40 Quadratmetern. Das Haus bestand also aus 18 nicht abgeschlossenen Wohnungen mit den Räumen Küche, Stube und Kammer.“ (S. 129)

Nach Entwürfen des Baurates Bernhard Solger wurde 1860/61 mit Geldern der Faberdynastie die neue Kirche an der Hauptstraße errichtet. Nördlich der Kirche begann um 1865 der Bau von freistehenden, einspännigen Doppelhäusern. Diese Arbeiterhäuser „bildeten zwei parallele Baufluchten. Auf der dazwischenliegenden Freifläche sind

Remisen für Holz und Geräte sowie Abortanbauten plaziert. Die Wohnungen der nicht unterkellerten Häuser mit zwei Vollgeschossen und einem ausgebauten Dachgeschoß haben auf etwa 40 qm Grundfläche die übliche Raumanordnung. Das Treppengestüst übernimmt gleichzeitig die Funktion des Flurs zwischen den Zimmern.“ (S. 135)

Um 1866 entstand die erste geschlossene Ansiedlung für die Faber'schen Arbeiter, die Siedlung „Mecklenburg“. 1892 wurde das Beamtenwohnhaus an der Bahnhofstraße erbaut, um 1900 die Siedlung Mecklenburg weiter verdichtet. 1911 gab es in Stein 180 Werkwohnungen.

In der Ausstellung bleibt die Fortsetzung der traditionellen patriarchalischen Optik problematisch: Die Arbeiter sind nur Objekt, Produkt der Aktivitäten des Unternehmers, als Subjekte sind sie ausgelöscht.

Faber-Pläne für ein neues Nürnberg

Wenn sich die Faberdynastie auch gegen die Eingemeindungspläne der Stadt Nürnberg (und damit gegen den Verlust eines von ihr beherrschten Territoriums) wehrte, so blieb sie doch gegenüber der Stadtentwicklung von Nürnberg nicht gleichgültig. Das Ansehen von Nürnberg, so die richtige Einschätzung, würde auch das Ansehen von Stein bei Nürnberg und damit des Standortes des Unternehmens beeinflussen. Lothar von Faber, Begründer der Weltbedeutung des Bleistiftunternehmens, Sozialpatriarch und Stadtentwickler von Stein – mischte sich auch in die Diskussion um die Modernisierung Nürnbergs aktiv ein.

Ausgangspunkt dieser Diskussion war die Frage des Umgangs mit der alten, vorindustriellen Stadtmauer. Lothar plädierte, unterstützt von Adolf Gnauth, in einer 1879 veröffentlichten Broschüre „Die Zukunft Nürnbergs“ für den Abbruch der Stadtmauer und den Bau einer Ringstraße nach dem Vorbild Wiens. „Die projektierte Ringstraße sollte nicht etwa die romantische Altstadt wie einen Edelstein einfassen, sondern selbst zur Krone zukunftsorientierten, zielstrebigem Unternehmertums werden. Sämtliche Stadtgräben, mit Ausnahme der Umgebung der Burg, sollten auf das Niveau der schon bestehenden Ringstraße aufgefüllt werden. Von der Demolierung der Wehr- und Befestigungsanlagen sollten im wesentlichen nur die Rundtürme verschont werden... Nach dem Vorbild des Wiener Rings sollten die freiwerdenden Flächen teils mit monumentalen Prachtbauten versehen werden, teils sollten die abgetragenen Mauern als Fundamente für neue Häuserreihen

dienen.“ (S. 146)

Das Ringstraßenprojekt konnte sich gegen die Verteidiger der Stadtumwallung nicht durchsetzen. Dennoch hinterließ Lothar von Faber auch in Nürnberg seine Spuren: Er war Mitbegründer des dortigen Bayrischen Gewerbemuseums, der Vereinsbank in Nürnberg und der Nürnberger Lebensversicherung.

Stadtanierung in Stein heute

Durch die seit Ende der 60er Jahre herbeigerufenen ausländischen Arbeiter veränderte sich die Situation in den nicht modernisierten Werkwohnungen grundlegend. „In Konflikten zwischen alten Bewohnern und neuen Mieterfamilien prallten jahrzehntelang gewachsene Ordnungsstrukturen auf die anderen Zivilisationsformen entstammenden Verhaltensweisen.“ (S. 136) Damit – so ahnt der Planungsexperte sicher bereits – war Stein reif für die Sanierungswalze.

Die vorbereitenden Untersuchungen zur Altstadtanierung sind 1978 abgeschlossen. Die Vorschläge sind – in der Tradition der frühen 70er Jahre – „radikal“: Die sozial „problematisch“ gewordenen Werkwohnungen sollen durch Abriß aus der Welt geschaffen werden. Der Sanierungsbericht stellte fest, „daß die Schwerpunkte baulicher Mißstände im Untersuchungsgebiet auffällig in den der Firma Faber-Castell gehörenden Wohn- und Industriequartieren liegen“, und folgerte daraus, daß „in den Faberschen Quartieren in großem Umfang Gebäudeab-

bruch und Neubebauung erforderlich sein wird.“ (S. 136) Im Jahre 1983 wird das erste Arbeiterwohnhaus Steins, das „Große Haus“ von 1859, zusammen mit anderen Gebäuden abgerissen. Weitere Bauten sollen beseitigt werden. Auch die Zukunft des Schlosses ist weiter unklar. Im Schloßpark verrottet ein kleiner Pavillon. Damit droht die Vernichtung eines einzigartigen Denkmals industriell geprägten Städtebaus.

Allerdings sind inzwischen Anzeichen einer kulturellen Umorientierung – weg vom babarischen Kahlschlag – zu erkennen: Dazu gehört in erster Linie die Ausstellung selbst und die ihr 1982-84 vorausgehende Inventarisierung des Schlosses, aber auch der Beginn der Modernisierung der Hauszeile am Mecklenburger Platz im Frühjahr 1986 und neue Überlegungen bei den Verantwortlichen. Im Ausstellungskatalog heißt es abschließend: „Die Faberschen Arbeiterhäuser, wenn auch bis jetzt vernachlässigt, verdienen es, mit modernem Wohnkomfort ausgestattet und ebenso wie Schloß und Fabrikbauten als Zeugen der Entwicklung Steins zum Industriort erhalten zu werden.“ (S. 136f.) Dem bleibt nichts hinzuzufügen.

Harald Bodenschatz, Johannes Geisenhof

Die Ausstellung im Schloß Faber-Castell in Stein ging bis zum 19. Oktober 1986. Der durch den Verlag Hugendubel herausgegebene ausgezeichnete Katalog enthält Beiträge von Jürgen Franke, Christian Koch, Karen Kuehl, Michael Lösel, Hans-Christian Täubrich und Jutta Tschöcke.

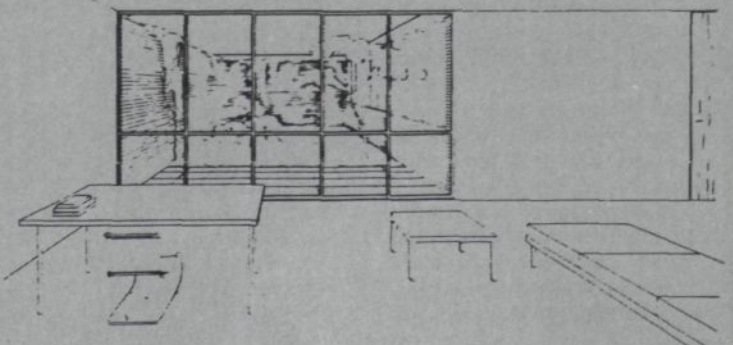
Mies van der Rohe Architekturunterricht 1930-1958 am Bauhaus und in Chicago

Ausstellung am bauhaus-archiv vom 12.11.1986-11.1.1987

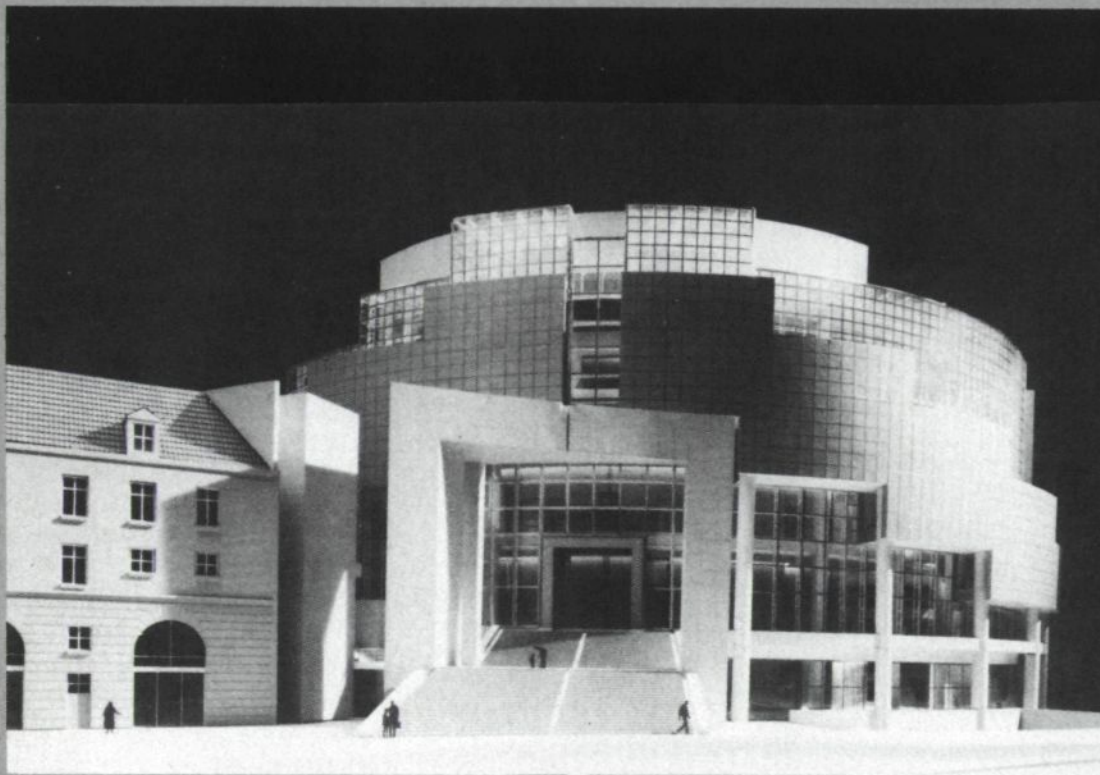
Unbestritten war Mies van der Rohe einer der einflußreichsten Architekten des 20. Jahrhunderts. Gegenüber dieser Leistung trat seine Bedeutung als Lehrer am Bauhaus 1930-1933 und am Illinois Institute of Technology in Chicago 1938-1958 in

den Hintergrund. Die Ausstellung im Bauhaus-Archiv wird einerseits verdeutlichen, was Mies unter einem ‚Bauhaus‘ verstand und andererseits die im Vergleich zur herkömmlichen Ausbildung völlig andere Ausrichtung seiner Lehre herausarbeiten.

Ein umfangreicher Katalog mit Schülerarbeiten und zahlreichen Textbeiträgen wird zur bisher geleisteten Mies-Forschung beitragen.



Opera de la Bastille



Eingang zur Oper vom Platz de la Bastille

Wohl das umstrittenste Pariser Großprojekt ist die neue Opera de la Bastille, die – der Name weist schon daraufhin – am traditionsreichen Place de la Bastille entsteht. Wie Kritiker behaupteten, sei sie überflüssig, weil es bereits genügend andere Theater in Paris gäbe, wo lyrische Kunst geboten würde oder weil, wie andere behaupteten, die lyrische Kunst tot sei, sie würde nicht mehr geschaffen, was bliebe sei das Repertoire und dafür wäre es unnötig 2,3 Milliarden Francs (etwa 70 Mio. DM) in einen Neubau zu investieren. Massive Ablehnung kam auch von den Anwohnern, die sich zu einer Bürgerinitiative zusammengeschlossen hatten, und politischen Vertretern des 12. Arrondissements, die dieses Projekt als Fremdkörper in ihrem Stadtgebiet empfanden. Kritik mußte sich schließlich auch der preisgekrönte und zur Realisierung bestimmte Vorschlag von Carlos Ott gefallen lassen.

Trotz aller Kritik, trotz allen Widerstandes – die Oper wird gebaut. Im Sommer 1984 mußten der 1969 stillgelegte Bahnhof Bastille und ein Häuserblock dem Projekt weichen. Am 14. Juli 1989, zum zweihundertsten Jahrestag der Erstürmung der Bastille, soll sie eingeweiht werden,

falls die Maßnahmen der neuen Regierung dem nicht einen Riegel vorschieben. Sie hat bereits angedroht, die laufenden Investitionen in den Bau der Großprojekte zu minimieren.

Die Oper wird nach den neuesten Erkenntnissen der Theater-technik konzipiert und weist auch einige Neuerungen auf. Von Bühnen über Probepartien und Übungsräume bis zu Werkstätten für die Dekorationen befindet sich alles unter einem Dach. Der Hauptsaal mit 2700 Plätzen ist mit dem traditionellen frontalen Zuschauerraum ausgestattet. Die Bühne, die Vorbühne und der Orchestergraben können gemäß den Anforderungen des Stückes und der Art der Inszenierung variiert werden, um von Mozart- bis zu Wagneropern die räumlich günstigsten Bedingungen zu bieten. Das außergewöhnliche Bühnenelementensystem – fünf Nebenbühnen in der Ebene der Hauptbühne und noch einmal dieselbe Anzahl im Untergeschoß – bietet die Möglichkeit, die Dekorationen gleichzeitig für mehrere Stücke aufgebaut bereitzuhalten und sie, mit Hilfe von Spezialwagen, rasch auszutauschen und in Hauptbühnenposition zu bringen. Mit den Spezialwagen können die Bühnenelemente zu den im Hause befind-

lichen Werkstätten transportiert und dort auf- und abgebaut werden. Der zweite Saal bietet noch mehr Variationsmöglichkeiten um den verschiedenen musikalischen Darbietungen den richtigen Rahmen zu geben. Die Größe der Bühne kann mit Hilfe beweglicher Platten verändert und das Sitzplatzangebot des Zuschauerraumes von 600 auf 1300 variiert werden. Die Akustik kann den unterschiedlichen Raumgrößen und der Inszenierung angepaßt werden. Großer und kleiner Saal sind für audiovisuelle Aufzeichnungen und Übertragungen ausgerüstet, im Hause befinden sich mehrere Aufnahmestudios.

Der Vorteil gegenüber der alten Pariser Oper, der Oper Garniers aus dem 19. Jahrhundert, die weder über Probepartien noch auswechselbare Bühnenelemente noch über eigene Werkstätten im Hause verfügt sind evident: Es sind mehr Vorstellungen pro Jahr möglich. Garniers Oper bietet nur an 1/3 der Tage im Jahr eine Vorstellung und 14 Opernproduktionen, für die neue Oper sind 475 Vorstellungen geplant und 28 Opernproduktionen. Es wird geschätzt, daß die laufenden Kosten aufgrund geringeren Personalaufwandes niedriger sein werden, so

daß die staatliche Subvention pro Platz statt jetzt 780 FF (ca. 250 DM) nur 280 FF (ca. 90 DM) betragen wird. Trotz einer höheren Anzahl von Vorstellungen soll der Gesamtsubventionsaufwand konstant bleiben.

Eine Besonderheit der neuen Oper ist das „Maison de l'Opera“. Im „Hause der Oper“ sind eine Reihe von Einrichtungen untergebracht, die nicht nur zu den meist abendlichen Stunden der Vorstellung, sondern auch tagsüber die Oper mit Leben füllen und auch dem bislang unberührten Publikum die Schwellenangst nehmen sollen: Geschäfte wie Buch- und Schallplattenläden, eine Bibliothek, Ausstellungsflächen, ein Informationszentrum mit Videovorführungen über die Aktivitäten französischer und ausländischer Opernhäuser, ein Amphitheater mit 500 Plätzen für musikalische Vorstellungen vor allem tagsüber und last but not least zwei Restaurants und Cafés.

In einem Interview vom Juni 1983 sagte François Mitterand: „Il faut démocratiser l'opera lyrique“. – Man muß die Oper demokratisieren. Gemeint war damit, mehr Menschen als nur einen ausgesuchten Kreis für diese Form der Musik zu interessieren. Das „Haus der Oper“ als „Animationszentrum“, die Möglichkeit audiovisueller Übertragungen und die größere Anzahl an Vorstellungen sollen in diese Richtung zielen. Jedoch noch ist sie nicht fertiggestellt und schon zeigt die Oper Wirkung: Das 12. Arrondissement, auf dessen Terrain sie gebaut wird, ist ein sehr populäres Viertel von Paris. Seit ein paar Jahren zeigt sich ein neuer Prozeß: die Mieten steigen hier überdurchschnittlich an. Seit Baubeginn der Oper hat sich dieser Prozeß in ihrem näheren Umkreis noch beschleunigt.

Monika Allers

Termine

Vom 1. Oktober 1986 bis 5. Januar 1987 wird im Centre Georges Pompidou eine Ausstellung über Haus Poelzig gezeigt. Ebenfalls im Centre Georges Pompidou gibt es vom 9. Dezember 1986 bis 2. März 1987 eine Ausstellung über Kunst und Architektur in Japan: „Japan des Avantgardes 1910-1970“.

Das Institut français d'Architecture, 6, rue de Tournon, 75006 Paris zeigt vom 28. Okt. 1986-3. Januar 1987 eine Ausstellung über den Architekten der 20er Jahre Louis Sue.

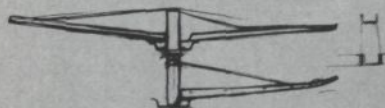
Kleine Bauten für Auto, Bus und Bahn von Jean Prouvé (1901-1984)

Das Werk von Jean Prouvé umfaßt ungefähr tausend Projekte und Realisationen von 1923 bis 1984. Prouvé war Gestalter und Konstrukteur eines großen Spektrums von Objekten: Beleuchtungskörper, Möbel, Bauelemente, Wohnhäuser, Schulen, Ausstellungshallen...

Jean Prouvé wuchs im künstlerischen Milieu der Ecole de Nancy auf, er erlernte das Schmiedehandwerk, eröffnete 1923 eine eigene Werkstatt, die bald zu einer Fabrik wurde, in der vor allem abgekannte und geschweißte Konstruktionen aus Blech (Stahl, rostfreier Stahl, Aluminium) hergestellt wurden; in den fünfziger Jahren beschäftigten die Ateliers Jean Prouvé S.A. zweihundert Mitarbeiter. Aus der Vielzahl der Arbeiten werden hier einige kleinere Bauten gezeigt, die typisch für das Werk sind. Wichtige Prinzipien in Prouvés Werk waren u.a.:

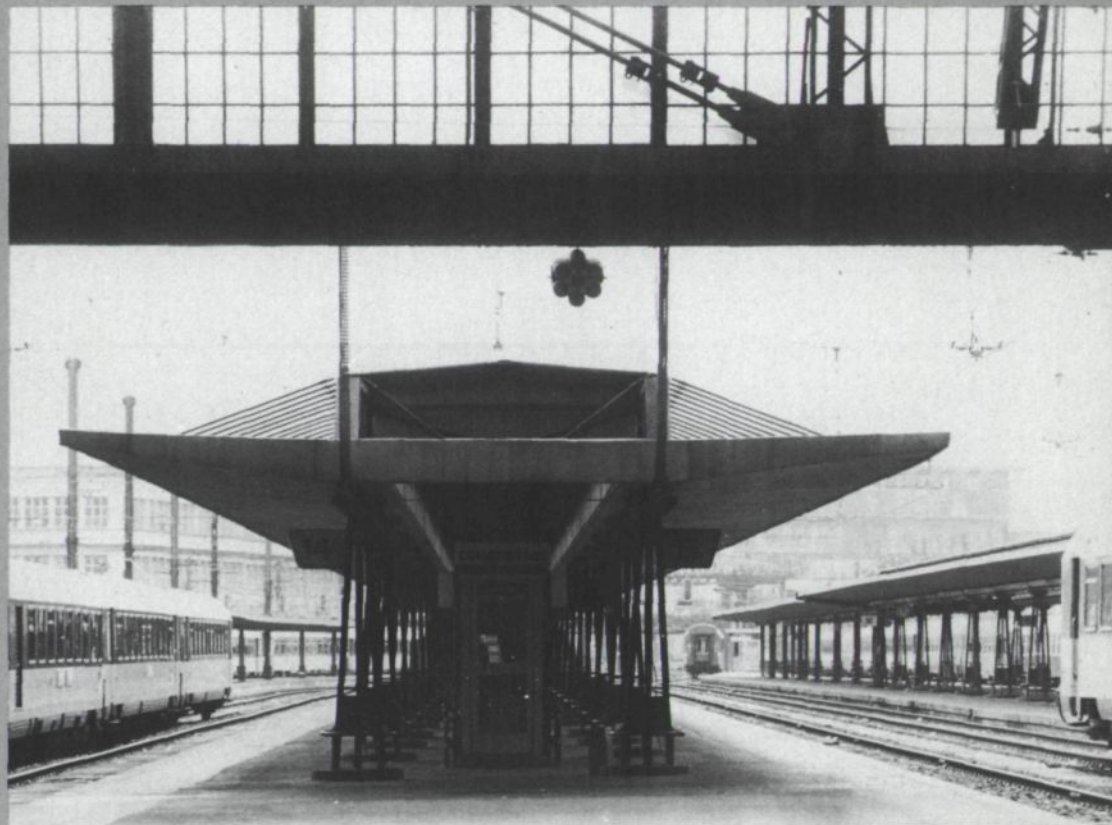
- Industrielle Vorfertigung der Elemente, Kombination zu unterschiedlichen Gebäuden,
- Anwendung zeitgemäßer Techniken,
- Integration mehrerer Funktionen (z.B. Dachelemente, die zugleich tragend, regenabweisend und wärmedämmend sind).

Peter Sulzer



Zu diesem Tankstellen-Baukasten gehören auch Kioske aus Polyester-Schalen. Die einzelnen Elemente sind untereinander verschraubt.

Tankstellen aus diesem Programm wurden u.a. an der Autobahn A 7 in Mornas, Morainville, St. Rambert d'Albon, Druce und Tavel gebaut.



Bahnsteig-Überdachungen Gare d'Austerlitz, Paris
Projekt von Jean Prouvé, 1953; ausgeführt von Studal 1957
Fabrikfertige Aluminium-Elemente kragen von einem Mittelträger aus, von dem sie abgespannt sind.
Es wurde auch eine Variante mit zwei Trägern und einem dazwischen angeordneten Oberlicht ausgeführt.
Wie bei fast allen Bauten von Jean Prouvé wurde nicht oberflächenbehandeltes Aluminiumblech verwendet; der Zustand der Dächer ist sehr gut.

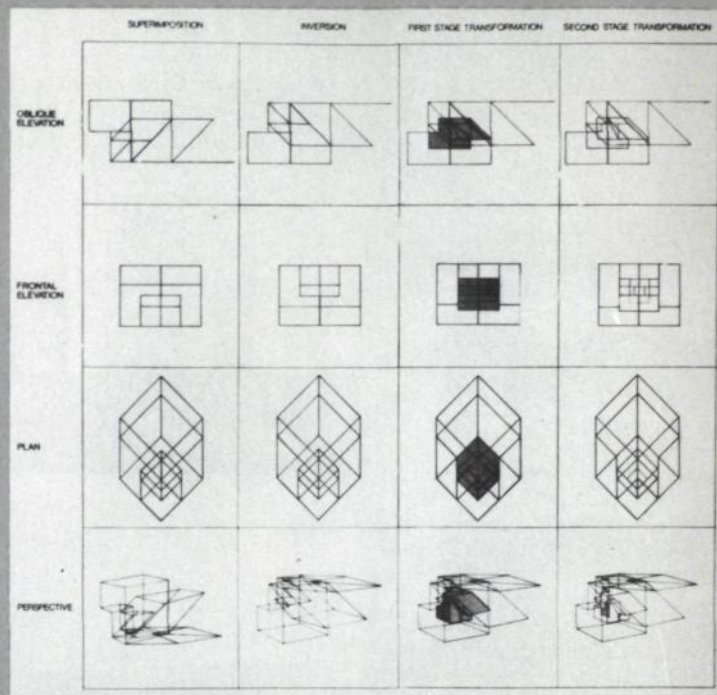
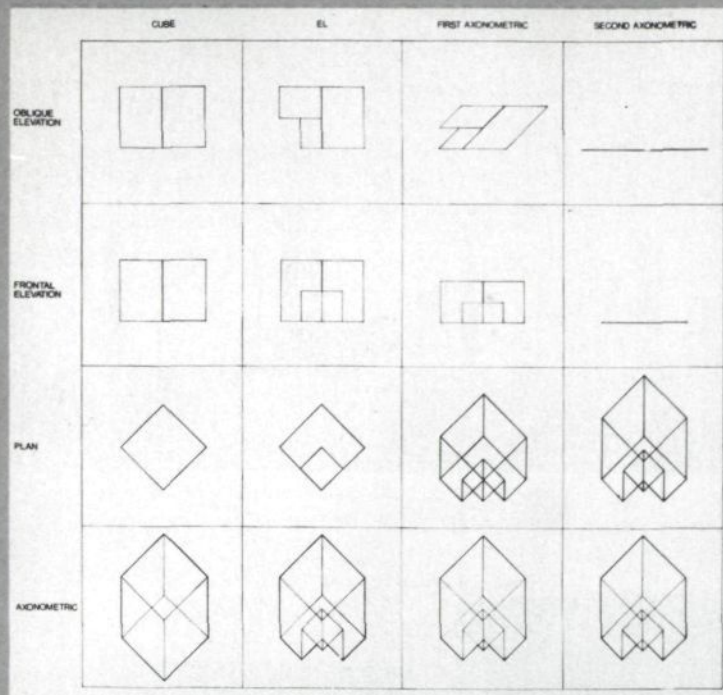


Autobahn-Tankstellen für TOTAL 1968-1972
Für Total wurden mehrere Autobahn-tankstellen gebaut. Diese bestehen aus Überdachungen von variabler Konfiguration aus einem von Ingenieur Léon Petroff – einem langjährigen Mitarbeiter von Prouvé – entwickelten Stahlträgerrost. Dieser besteht aus 1.20 x 1.20 m großen Elementen, die über die Diagonale verschraubt werden. Der Trägerrost hat an der Pilzkopfstütze aus Stahl vier Auflagepunkte.

Autobus-Endhaltestellen für R.A.T.P., Paris, 1983-1984

Mit diesem Baukasten können die Schutzdächer an die unterschiedlichsten, örtlichen Gegebenheiten angepaßt werden. Der Baukasten besteht aus eingespannten Stahlrohrstützen mit Pilzkopf; auf diesem liegt das Petroff-Trägerrostsystem auf, mit zusätzlichen Kragkonsolen, unten mit Elementen aus verstärktem Polyester verkleidet. Die Dachdichtung erfolgt mit einer Kunststoff-Folie, die Entwässerung durch die Stützen. Dazu gibt es Wandelemente aus Glas und Sitzelemente.
Die Autobushaltestellen wurden an verschiedenen Stellen in Paris gebaut, das Foto wurde an der Porte de Choisy, Paris 13 aufgenommen. Das letzte ausgeführte Werk zeigt deutlich die von Jean Prouvé während seines ganzen Lebens verfolgten Prinzipien.





Peter Eisenman, „House El Even Odd“, 1978, Verfahrensmatrix

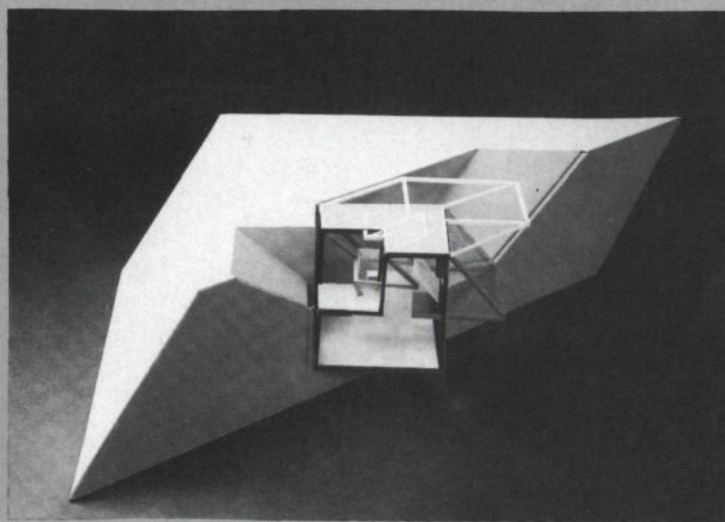
Ästhetische Verfahren in der Architektur (1)

Peter Eisenman und
die Autonomisierung der Architektur

Vorbemerkung zum Begriff des ästhetischen Verfahrens

Es wäre unnötig, eine neue Bezeichnung für das einzuführen, was sonst schlicht Entwurfsmethode heißt, käme nicht im Begriff des ästhetischen Verfahrens der legitime Kunstanspruch der Architektur deutlicher zum Ausdruck, ohne den sie eine rein technische Disziplin bliebe. Zugleich grenzt der Verfahrensbegriff unmißverständlich Praktiken aus, die mittels Symbolisierung, Historisierung und Ornamentik die „Verkunstung der Architektur“ betreiben. Im strikten Gegensatz hierzu stehen Methoden, die sich mit der autonomen Entwicklung geometrischer Strukturen für Grundriß und Raumkörper befassen und weitgehend auf äußerlichen Zierat und kunsthistorische Zitate verzichten können.

Ausprägung und Anwendung von Ordnungsstrukturen (Proportion, Symmetrie, Reihung, Raster etc.) und geometrischen Grundformen (Kreis, Quadrat, Dreieck etc.) nehmen in der Geschichte der Architektur und ihrer Theorie einen besonderen Rang ein. Auf kleinstem Raum läßt sich diese Geschichte so erzählen: Das langsame Verblenden allgemeinverbindlicher Gestaltungsprinzipien und der Symbolverfall bestimmter Formen wurde begleitet von einer zunehmenden Autonomisierung der ästhetischen Verfahren, traditionelle Ordnungsstrukturen individuell zu interpretieren und zu unter-



Peter Eisenman, „House El Even Odd“, Modell

laufen. Dieser Prozeß der Individualisierung geltender Ordnungsvorstellungen nahm in der Renaissance Gestalt an und mündete schließlich in der Moderne in eine Subjektivierung der Gestaltungsregeln, die bis heute anhält.

Der Kunstanspruch eines dergestalt durch Individualisierung und Subjektivierung hindurchgegangenen Verfahrensbegriffs legitimiert sich in dessen Autonomie, kraft der er sich neben den sozialen und funktionalen Verpflichtungen der Architektur zu behaupten weiß. Allein die Autonomie eines ästhetischen Verfahrens öffnet der Architektur ein Hintertürchen zu jenem „Reich der Kunst“, aus dem sie einst von Adolf Loos mit Recht verschreckt worden war, nach-

dem er erkannt hatte, daß ein absoluter Autonomiestatus für die moderne Kunst konstitutiv ist.

Die Möglichkeiten, die darin liegen, mit Hilfe einer konsequenten Autonomisierung des ästhetischen Verfahrens das herrschende Architekturverständnis zu erweitern, weiß erst so recht wieder die Postmoderne zu nutzen. Die radikale Ablösung des Entwurfsprozesses von funktionalen und technischen Erwägungen, die ein Architekt wie Peter Eisenman sich zum Programm gemacht hat, wäre jedoch mit dieser Stringenz heute kaum zu verfolgen, wenn nicht schon in der Architektur der 20er Jahre sich das Auseinanderfallen von ästhetischer Intention und funktionalen Ansprüchen angekündigt hätte.

Abstraktion, Funktion und Rhetorik in der Architektur der Moderne

Wurde nach dem 2. Weltkrieg aus der ornamentlosen abstrakten Baugestalt der modernen Architektur vor allem das Prinzip Ökonomie herausgelesen, wird hingegen heute in ihr eine Verkörperung des ihr zugrundeliegenden „bildnerischen Denkens“ gesehen. Der von Paul Klee im Bauhaus geprägte Begriff des bildnerischen Denkens steht hier für die Erkenntnis, daß die abstrakten Ordnungen und Gestalten, welche die moderne Architektur parallel zur Malerei entwickelte, viel mehr das Ergebnis ästhetischer Rationalität waren, als daß sie schon einer fortschreitenden Rationalisierung des Baugewerbes Ausdruck gaben.

Im Gedanken an eine konsequente Verkörperung rationaler Verfahren in Kunst und Industrie erschöpfte sich jedoch die moderne Baugestalt keineswegs. Sie sollte ja zu allererst auf ihre Funktion aufmerksam machen. Die hierzu nötige Überzeugungskraft speiste sich aus der „Rhetorik der Abstraktion“, welche die sachliche Ästhetik eines abstrakten Baukörpers als ein Beweis für Funktionalität auszugeben wußte. In dem Maße aber, in dem die abstrakte Formensprache die ihr zugrundeliegende ästhetische Rationalität konsequent zu verkörpern begann, vermochte sie ihr Funktionalitätsverständnis bloß zu imaginieren.

Die Ohnmacht gerade gegenüber jenem Anspruch, welcher der modernen Architektur ihren Namen geben sollte, hat ihren Grund in der Übertragung eines am Präzisionscharakter der Maschine gebildeten Funktionalitätsbegriffs auf die gesamte Lebenssphäre. Der Wohnbereich war jedoch bis auf wenige Ausnahmen, wie etwa die „Frankfurter Küche“, in seinen Funktionen nicht zu präzisieren gewesen, weswegen das Schlagwort „Wohnmaschine“ allenfalls ästhetisch produktiv werden konnte.

Mit der Abstraktion des Baukörpers, mit der sich die Identität von Form und Funktion behaupten ließ, war in Wahrheit die Möglichkeit einer rein zweckbezogenen Interpretation, wie sie den Bauwirtschaftsfunktionalismus prägte, und einer rein ästhetischen Lesart der modernen Architektur eröffnet worden, welche die Postmoderne beschäftigt. Es ist davon auszugehen, daß Peter Eisenman die Rhetorik der Abstraktion durchschaut hat: seine Projekte scheinen sich ganz darauf verlassen zu wollen, daß Funktionalität letztlich eine Sache der Interpretation ist, und daß aus diesem Grund der zweckorientierte und der formale Bereich in der Architektur völlig unabhängig voneinander zu entwickeln sind.

Peter Eisenmans Autonomisierung der Architektur

Die radikale Subjektivierung des ästhetischen Verfahrens ist in der Postmoderne nicht durchweg zu identifizieren mit einem ästhetischen Subjektivismus. Zwar sind die erwarteten wie völlig unverhofften Richtungen, die Eisenmans Verfahren während des Entwurfs einschlägt, jeweils Ergebnis subjektiver Setzungen, diese ereignen sich jedoch im Rahmen einer erkennbaren Rationalisierung der Methode. Rationalisierung heißt hier, daß die Gesetze der Geometrie und Architekturzeichnung zum objektiven „Fluchtpunkt“ eines Verfahrens erklärt werden, das in seinen wesentlichen Schritten nachvollziehbar für den Rezipienten gestaltet wird. Der Entwurf wird also in dem Maß, in dem er sich entfaltet, dem Anspruch einer Objektivierung subjektiver Setzungen durch das Gebot der Nachvollziehbarkeit unterworfen. Mithin vollzieht sich die Autonomisierung des Verfahrens bei Eisenman methodologisch.

Die Verkörperung solcher Methodologie im Bauwerk betreibt Eisenman derart kompromißlos, daß die Autonomie des Verfahrens nicht nur auf die gezeichnete, sondern genauso auch auf die gebaute Architektur auszustrahlen beginnt. Bekannt ist inzwischen die „Rote Treppe“ im House VI (Frank Residence in

Cornwall, Connecticut, 1972-75), die unbegebar ist und in ein imaginäres Geschoß führt. Mit dieser Autonomisierung der Architektur ergibt sich der bemerkenswerte Umstand, daß mit dem Anwachsen der Möglichkeiten, absolute Architektur ästhetisch zu interpretieren, zugleich ein Anwachsen der Möglichkeiten funktionaler Interpretationen verbunden sein kann! So scheint etwa die Zweckbestimmung House, auf welche die durchnummerierten Projekte Eisenmans sämtlich lauten, den realisierten Bauten mit den Attributen „Türe“ und „Fenster“ nachträglich appliziert worden zu sein. Erst der Entschluß, in ihnen zu leben, vermag die Interpretation zu erhärten, daß es sich bei diesen Architekturen auch um Wohnhäuser handeln kann.

Deutlicher noch wird der kontingente Zusammenhang von Form und Funktion in der Architektur, wenn Eisenman selbst parallel zum Verfahren für einen Entwurf den Zweckcharakter festzulegen sucht: daß dann wie im Fall des Projekts „House El Even Odd“ (1978) eine Art Öko-Architektur resultiert, mag die alternativen Architekten versöhnen, die Formalisten hingegen ungerührt lassen – Tatsache ist allein, daß die Identifizierung von Form und Funktion zugleich zufällig und sinnfällig sein kann!

„House El Even Odd“ oder „Earth Mass House“?

Das Wortspiel „El Even Odd“, welches das House XI (Eleven) näher bestimmt als „Even Odd“ (d.i. gleich-ungleich, gerade-ungerade etc.), verweist schon auf das Verfahren, das ein Wirrspielspiel zwei- und dreidimensionaler Darstellungstechniken in der Architektur entfachen will. Eisenman nennt sein Projekt ein „axonomisches Objekt“, in der Hauptsache darum, weil ein modifizierter Kubus El (vgl. Abb. Verfahrensmatrix) zwei axonometrischen Projektionen (First and Second Axonometric) unterzogen wird, die zusammen mit der Ausgangsform im Endprodukt simultan erscheinen. Was aber ist das Endprodukt?

Zur Beantwortung dieser Frage konzentrierte man sich auf die Spalten *Superimposition* und *Inversion* der Verfahrensmatrix. (Die Bereiche First und Second Stage Transformation sind hier zu vernachlässigen, da sie im Grunde nur eine Wiederholung des axonometrischen Verfahrens im kleineren Maßstab erkennen lassen.) Von oben nach unten ist die Überlagerung des transparenten Körpers EL mit seinen axonometrischen Projektionen in der Seitenansicht, Vorderansicht und Aufsicht zu sehen, den Schluß bildet eine perspektivische Darstellung.

Neben den senkrechten und

schrägen Parallelprojektionen, welche die Verfahrensmatrix dominieren, nehmen sich die Perspektiven reichlich fremd aus, weil sie im strengen Sinn nicht mehr zum Verfahren zu zählen sind. In ihnen kündigt sich vielmehr die Verkörperung der Methode in der dreidimensionalen Realität des Modells an. Es gibt mithin ein Endprodukt des Verfahrens, das sich in der Aufsicht (Plan) kristallisiert, und es gibt ein gebautes Endprodukt als Modell.

Die darstellungstechnische Identität von Superimposition und Inversion, so wie sie sich in der Aufsicht (Plan) ergibt, ist Höhepunkt und Abschluß des „axonomischen Verfahrens“. Die Übersetzung in die dreidimensionale Realität wirkt da fast schon als Verrat an der Autonomie der Methode. Andererseits ist aber die Umkehrung (Inversion) des Verfahrens garantiert, daß der Betrachter des Modells den irritierenden Charakter der Darstellung im Plan in der Dachaufsicht wiederfinden kann. Denkt man sich nun noch das Projekt in die Erde versenkt, daß sich Dachfläche und Erdboden auf gleichem Niveau befinden, dann könnte sich theoretisch auch ein Benutzer des Verfahrens vergewissern, sofern er auf dem Dach flaniert.

Im Gedanken an die Versenkung des axonometrischen Objekts in die Erde, worin sich die Autonomie des Verfahrens noch für die gebaute Realität behauptet, entzündet sich zugleich eine Möglichkeit seiner funktionalen Interpretation. Denn plötzlich läßt sich im „House El Even Odd“ ein „Earth Mass House“ erkennen, das aus den geringen Temperaturschwankungen des Erdbodens Kapital für seine Energieversorgung zu schlagen sucht. So soll nach Anweisung Eisenmans ein Luftzirkulationssystem die Eigenschaft des Erdbodens ausnutzen, im Sommer zu kühlen, während im Winter mit Hilfe eines passiven Sonnenkollektors (der sich im übrigen der Umkehrung der ersten axonometrischen Projektion von 45° Grad verdankt!) Wärmeenergie in die Erde abgeleitet werden soll, die dann zur Erhitzung der zirkulierenden Luft dient. Auf diese Weise scheint das Projekt in seinen Funktionen so autonom wie in seiner Ästhetik!

Daß sich eine allem Anschein nach sinnvolle Funktionalisierung einer Architektur denken läßt, die ihre Gestalt aus einem völlig abstrakten Verfahren gewonnen hat, dies könnte schließlich zu der Einschätzung führen, daß Eisenman mit der Autonomisierung der Architektur nicht bloß ästhetisch recht behalten hat.

Gerd de Bruyn



BUCHTIPS

Architektur aktuell

G. Fischer, L. Fromm, R. Gruber, G. Kähler und K.-D. Weiß: *Abschied von der Postmoderne – Beiträge zur Überwindung der Orientierungskrise*. 198 S. mit 40 Abb. (Bauwelt Fundamente, Bd. 64) Kart. ca. DM 36,-

Internationale Bauausstellung Berlin – Bauten und Projekte 1980-1987. Herausgeber: Josef Paul Kleihues, Heinrich Klotz. 400 Seiten, 350 Abb. davon 220 in Farbe. Klett-Cotta ca. 98,- DM

Klotz, Heinrich: *Vision der Moderne – Das Prinzip Konstruktion*. Prestel Verlag 88,- DM.

Baldur Köster: *Klassizismus Heute*. 67 Seiten, 101 Abb. Kiepert geb. 22,- DM.

Relleke, H.: *Der Glaselefant*. 150 S. mit zahlr. ein- u. mehrfarbigen Abb. Bauverlag kart. ca. 45,- DM.

Architekturtheorie

P. Jesberg: *Vom Bauen zwischen Gesetz und Freiheit*. 240 S. mit 120 Abb. Vieweg 98,- DM.

Ingrid Krau, Manfred Walz: *Wer weiß schon was Kontischicht bedeutet*. 270 S. mit 84 Abb. Campus 68,- DM.

Cordula Loidl-Reisch: *Der Hang zur Verwilderung*. 240 S., 150 Abb. Pils Verlag brosch. 39,80 DM.

Muck, H.: *Der Raum. Architektur und Baufachverlag*. 131 S., zahlr. Abb. 29,- DM.

Johannes Odenthal: *Imaginäre Architektur*. 168 Seiten, 53 Abb. Qumran 38,- DM

Turnovsky, J.: *Die Poetik eines Mauervorsprungs*. 168 S. mit 50 Abb. (Bauwelt Fundamente, Bd. 77) kart. ca. 36,- DM.

Baukonstruktion

Bruyère, Ch. und Inwood, R.: *Comfort im Blockhaus*. 251 S. mit 443 Abb. und Zeichnungen. Edition Fricke, Broschur 39,80 DM.

Graubner, W.: *Holzverbindungen*. 175 S., 400 Abb., ca. 85,- DM.

Steinhöfel, H.-J.: *Sanierung von Flachdächern*. 92 S. mit 131 Abb. R. Müller, kartiert 69,- DM.

Schmidt-Morsbach, J.: *Betonflächen-Mängelfibel*. Ca. 150 S. DIN A 5 mit ca. 100 Mängelbildern. Bauverlag, geb. 55,- DM.



Copyright: Werner Zellen

Material wird Musik – Peter Hollingers Klanglandschaft – (Koffersuite) Floorpercussions auf Alltags- und Gebrauchsgegenständen zur Eröffnung des Hearings

Der Ausgangspunkt: Kaputte Stadt durch öffentliches Bauen

Wer kennt sie nicht: Die standardisierte Turnhalle, die gesichtslose Einrichtung für Volksbildung, die ausgegliederte, umzäunte Kita, die architektonisch degenerierte Feuerwache, das Mittelstufenzentrum? Beispiele, die für uns den Beitrag der öffentlichen Hand zur kaputten Stadt ausmachen. Diese Gebäude sind auch nach Jahrzehnten noch Fremdkörper in ihrer Umgebung. Zum größten Teil monofunktional, streng abgegrenzt vom Umfeld und ohne Rücksicht auf den Städtebau nach stereotypem Schema entworfen, widersprechen sie einem lebendigen Städtebau, der den Zusammenhang, das Zusammenwirken der Einzelteile der Stadt zum Ziel hat.

„Hier baut das Land Berlin“: Wer wagt schon diesem Tatbestand mit Argwohn zu begegnen! Haben sich nicht die Prinzipien der Stadterneuerung und der Demokratie als Bauherr durchgesetzt? Es wurden doch alle in der Sache Betroffenen gefragt und beteiligt? Und hinterher sind sie alle schlauer. Es wird geflucht auf „die Politik, die sowas möglich macht“, man ist verärgert über „dieses Ding“ oder nimmt nur stillschweigend zur Kenntnis, wie wieder eine Chance vertan ist!

Für viele ist heute öffentliches Bauen zum Synonym für Stadtzerstörung geworden – dabei geht es doch bei diesen Bauaufgaben um die Verwirklichung politisch und sozial notwendiger Ziele.

Die Investitionsplanungen als Chancen des Städtebaus und als konzeptioneller Studienansatz

Den Ausgangspunkt der realitätsnahen Projektarbeit bildete das preußisch-blau-gebundene Buch des Senators für Finanzen



AUS DEN HOCHSCHULEN

Der I-Wahn – ein realitätsnahes Studienmodell

Städtebauliches Entwurfseminar 1985/86

an der TU-Berlin

mit Bernhard Strecker

Motto: Für eine urbane Baukunst – Material wird Musik

mit dem Titel „Die Investitionsplanung des Landes Berlin 1985-89“ – die Investitionsplanungen sind die materielle Substanz entscheidender zukünftiger Stadt- und Stadtteilentwicklungen. Sie enthält z.B.:

POSITION 211 – BAUKAPITEL HOCHBAU			INVESTITION		FKZ/GEANT-FINANZIERUNG	
BEZ	KB	KAPITELTITEL				
701 00		ERWEITERUNGSBAU FÜR DIE AMERIKA-GEDENKBIBLIOTHEK, BERLINER ZENTRALBIBLIOTHEK, BLÜCHERPLATZ	157	30.000		

Wir stellen uns die Aufgabe, die Chancen, die Gefährdungen und die potentiellen Möglichkeiten, die mit den Investitionsplanungen für die bestehende Stadt verbunden sind, zu untersuchen und ins öffentliche Bewußtsein zu rücken. Nach einleitender Diskussionphase definierten wir (17 Projektteilnehmer) ein dreiteiliges Arbeitsprogramm:

1. Kartierung und Synopse der Investitionsplanung: Darstellung aller Einzelvorhaben für den Zeitraum 1987-89 für Westberlin im Maßstab 1:10.000; Differenzierung des Gesamtplanes nach Bezirken, da diese selbständig ihre Anmeldungen gegenüber dem Senat verantworten; Analyse, Kritik und Folgerungen.

2. Demokratisierung oder Bürokratisierung: Dokumentation der Eigenplanungen von Senat und Bezirken mit der Fragestellung: Wer bemächtigt sich der öffentlichen Bauaufgaben?

3. Studienarbeiten: Ausgewählte Fallbeispiele zu öffentlichen Bauaufgaben ab 1987; Städtebau und Entwurf.

Unsere Arbeitsphilosophie: Unsere grundsätzliche Betrachtungsweise zum Umgang mit der bestehenden Stadt nutzt das Vorhandene, akzeptiert bestehende Elemente und Strukturen. Jede Situation, jeder Bestandteil der



Kaputte Stadt durch öffentliche Bauten: Beispiel Mittelstufenzentrum...



Beispiel Turnhalle...

Stadt kann auf phantasievolle Weise genutzt, verwandelt und weiterentwickelt werden. – Entdecken, neue Ideen aus Vorhandenem bilden, Materialien nicht zerstören, sondern zum Klingen bringen... Material wird Musik für eine urbane Baukunst. (Siehe auch Teppichpercussion mit Schrotteilen von Peter Hollinger zur Eröffnung des Hearings)

Realitätsnahes Studium – Einwirkungen in die Praxis des Städtebaus

Chronik

Okt. 85: Erforschen des blauen Buches der Investitionsplanungen.

Der Vergleich einzelner Positionen mit realen Situationen und den an diesen Orten zu erwartenden Veränderungen macht uns die Diskrepanz zwischen der Anonymität des Computerausdrucks und der Bedeutung dieses Instrumentes für die Entwicklung der Stadt klar.

Wir entschließen uns, die Themen Feuerwache, Großturnhalle, Bibliotheksbau, Verkehrsbau und Kindertagesstätte zu bearbeiten.

Nov. 85: Kontakte zu Bezirksverwaltungen, Nutzern und Betroffenen.

Wo es sich um Eigenplanungen der Bezirke handelt, werden unsere Fragen manchmal als unwillkommene Einmischung in laufende Verfahren betrachtet, über Senatsplanungen in ihren eigenen Bezirken sind die Zuständigen mit wenigen Ausnahmen nur gering informiert. Aus naiven Studenten werden Städtebauindianer. Die Einzelprojekte entwickeln Eigendynamik, es stellen sich Fragen, die uns zwingen, aktiv zu werden.

Dez. 85: Gebäudetypologische Dokumentationen

Absicht ist, mittels Negativbeispielen Beschädigungen an gewachsener Substanz durch öffentliche Bauvorhaben nachzuweisen bzw. durch Positivbei-

spiele zu belegen, wie bestehende Stadtstrukturen durch öffentliche Baumaßnahmen gestärkt und weiterentwickelt werden können.

Beginn der Entwurfsarbeit: Auswertung und Visualisierung der I-Planung.

Durch die Kartierung sämtlicher I-Maßnahmen entsteht ein Bild von der Dichte des über die ganze Stadt gespannten Netzes von öffentlichen Bauvorhaben. Wir stellen überrascht fest, daß ein solcher Plan bisher nur für einen der elf Berliner Bezirke besteht. Für Westberlin wird unsere Kartierung die erste Gesamtübersicht der I-Planungen.

Jan. 86: Vorbereitung des Hearings

Entgegen der ursprünglichen Absicht, die Ergebnisse unserer Arbeit in einer Ausstellung zusammenzufassen, entscheiden wir uns im Rahmen eines Hearings eine öffentliche Auseinandersetzung zwischen den fachlich verantwortlichen Verwaltungen, den Politikern und der Fachöffentlichkeit zu initiieren. Schon bei den Vorgesprächen mit Podiumsgästen bestätigt sich unsere Einschätzung, daß wir an einem heißen Thema arbeiten und daß die TU in ihrem Selbstverständnis als kritisches Forum für Stadtentwicklung eine längst fällige Diskussion über die Bedeutung und Handhabung der Investitionsplanung in Gang bringen kann.

17.2.86: Hearing zu der Investitionsplanung des Landes Berlin

1987 bis 1989 mit Beteiligung des BDA, des AIV's und der Architektenkammer Berlin

Diskussion zu folgenden Fragen:

- Um welche öffentlichen Bauaufgaben handelt es sich im o.g. Zeitraum?
- Werden städtebauliche Chancen genutzt und erkannt?
- Wie werden den Aufgaben angemessene Planungsverfahren

Aus unserer Presseerklärung zum Hearing:

Erweiterung der Amerika-Gedenkbibliothek – Chancen für die städtebauliche Entwicklung des Blücherplatzes

Öffentliche Diskussionsveranstaltung des IWOS in Zusammenarbeit mit dem Bezirksamt Kreuzberg, Abtlg. Bauwesen

Erweiterung der Amerika-Gedenkbibliothek unter der Erde?

Mit dem letzten Hearing hat das Seminar I-WAHN einen Hochbau aus dem Tiefbaueat in Frage gestellt (17.2.86 zum Thema Hochgarage „Sozialpalast“), jetzt stellen wir Fragen zu einem Tiefbau aus dem Hochbaueat.

Die AGB soll räumlich verdoppelt werden.

- Vergräbt Berlin seine Schätze am Blücherplatz und keiner merkt's? 45 Millionen DM öffentliche Gelder werden investiert werden.
- Wie wird die Öffentlichkeit an den Vorhaben beteiligt?

Die AGB ist nicht nur ein Denkmal für deutsch-amerikanischen Kulturaustausch, sondern auch die populärste Bibliothek in Berlin.

- Wird ein der Aufgabe angemessenes Planungsverfahren garantiert?

Der Blücherplatz erhält in der AGB-Erweiterung ein neues Gesicht.

- Wird diese wichtige städtebauliche Aufgabe am Bezirk Kreuzberg und an der Öffentlichkeit vorbei gelöst?

Berlin hat ein großes Potential an schöpferischen Kräften.

- Wird dieses Potential in ausreichendem Maße benutzt oder erstickt es im bürokratischen Filz?

Fragen über Fragen – wer antwortet

- Vertreter der Senatsverwaltung
- Bezirkspolitiker/Vertreter der Bezirksverwaltung
- Vertreter der IBA

garantiert?

- Wie steht es um die Eigenplanungen des Senats und der Bezirke?

Das positive Echo auf unsere Veranstaltung zeigt am besten der Pressespiegel.

Ab März: Ausarbeitung der Entwürfe

Verfolgung der Planungsverfahren der Einzelprojekte. Bei der Weiterbearbeitung der Projekte stellt sich bei aller Verschiedenartigkeit der Umstände die Brisanz jeden einzelnen Themas heraus. Die übergeordnete Fragestellung im ersten Hearing soll nun in weiteren Hearings zu einzelnen von uns bearbeiteten Themen konkretisiert werden, wobei unsere alternativen Planungen als Grundlage der Diskussion dienen sollen.

12.6.86: Hearing zur Erweiterung der Amerika-Gedenkbibliothek

„Wir liefern keine fertigen Handlungsanweisungen, wollen die Planungspraxis in dieser Stadt nicht pauschal verdammen, sondern haben versucht, den längst überfälligen Auseinandersetzungsprozeß auf breiter Basis in Gang zu bringen – der Stadt zuliebe, uns zuliebe im Elfenbeinturm Uni, den ach so gestreßten Politikern am grünen Tisch, den arbeitslosen desillusionierten Architekten, den Hertiekunden und leidenschaftlichen AGB-Benutzern, der übergangenen Belegschaft, usw. ... zuliebe.“ (Einleitung zum Hearing)

Es gelingt uns tatsächlich, den Fall zur öffentlichen Angelegenheit zu machen. Die Verantwortlichen werden dadurch veranlaßt, das Verfahren neu zu diskutieren (siehe auch Presseberichte).

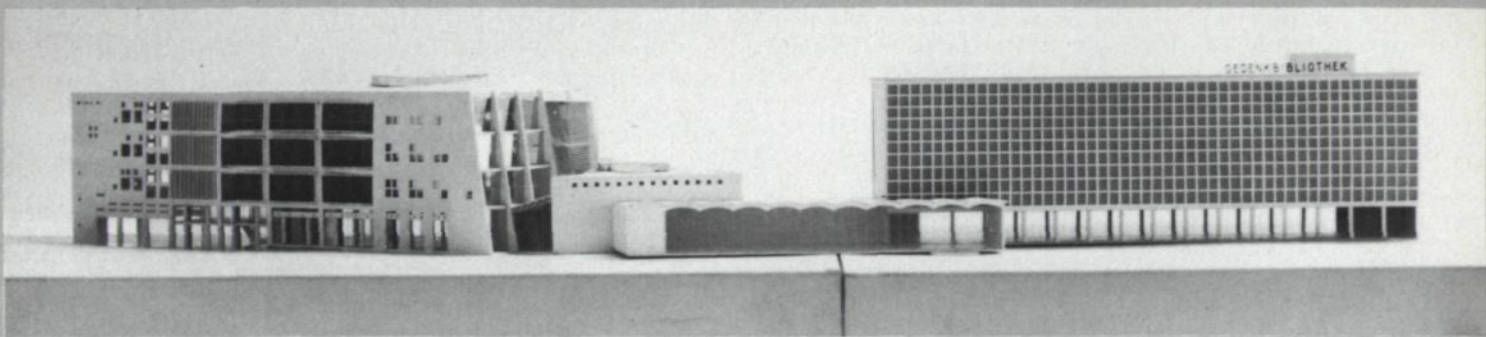
Bis August 86 Fertigstellung unserer Entwürfe. Für Herbst 86



Beispiel Feuerwache...



Beispiel geplantes Parkhaus an der Pallasstraße...



Modellfoto einer Studienarbeit zur AGB-Erweiterung

sind zwei weitere Hearings zu den Themen Feuerwachen und Großturnhallen geplant.

Fazit

Wir wollen keine Handlanger am Reißbrett werden – wir wollen dazu beitragen, daß für die einzelnen Bauaufgaben angemessene Planungsverfahren entwickelt werden, die die Beteiligung der Öffentlichkeit und der freien Planer und Architekten der Stadt garantieren. Jede Maßnahme für sich verändert das Gesicht der Stadt (um so mehr z.B. 20 typisierte Großturnhallen). Jede Maßnahme erfordert die intensive Beteiligung der Öffentlichkeit. In allen Fällen müssen Interessenkonflikte unter den Beteiligten ausgetragen werden. Die Bereitschaft zur öffentlichen Lösung dieser Konflikte ist die eigentliche Basis einer partizipatorischen Demokratie!

Die Investitionsplanungen bergen in sich die Möglichkeit einer auf die Zukunft gerichteten Bürgerbeteiligung, bei der wir Architekten eine notwendige und kreative Rolle spielen können.

Neben dem Erlernen gestalterischen Handwerks und praxis-

HIER BAUT DAS LAND BERLIN
KOSTEN: 4500000000 DM

...Kindertagesstätte...Autobahnen...Meldestellen...Sporthallen...Kinderspielplätze...
...Stadtplätze...Krankenhäuser...Bibliotheken...Altenheime...Grünanlagen...Schulen...

HEARING: INVESTITIONSPLANUNG 1987 bis 1989

THEMA: schleichende Stadtzerstörung oder städtebauliche Chance?
Demokratisierung oder Bürokratisierung – Wer bemächtigt sich der Bauaufgaben?

MOTTO: Für eine urbane Baukunst – Material wird zur Musik
KOFFERSUITE FLOORPERCUSSION: Peter Hollinger

TEILNEHMER: Universität des Saarlandes, Berlin, Bonn, Köln, Frankfurt, Hamburg, München, Stuttgart, Tübingen
VERANSTALTER: Verantwortliche Leitung des Hearings: Projekt PUB des IAS Moderation: Prof. Dr. Schaefer-Thomsen

17. Febr. 1986 18.00 Uhr ARCHITEKTURGEBAUDE RAUM A 053
Strasse des 17. Juni/Ecke Marchstrasse (Ernst-Reuter-Platz)

Plakat zum Hearing vom 17.7.1986

orientiertem Studium an den Unis viel mehr an realen, aktuell und politisch brisanten Projekten zu arbeiten, beinhaltet die Möglichkeit, direkt auf die politische und administrative Praxis angewandten Städtebaus einzuwirken und dabei in Berührung mit den für die Stadtentwicklung und in der Berufspraxis entscheidenden Strukturen zu kommen.

Warum sollte die Universität ihr Potential an unverbrauchten kritischen Geistern in ästhetischen Sandkastenspielen vergeu-

den, wo sie doch als Institution eine wichtige Rolle spielen kann als unabhängige Instanz, von der unbequeme Fragen gestellt werden können.

Die Realitätsnähe unserer Arbeit wirkte nicht nur nach außen, sondern sehr stark auch nach innen. Das Prinzip des Lernens durch Handeln in unbekannten Räumen, und die sich daraus ergebenden Erfahrungen mit Behörden, Politikern, Architekten, Nutzern und Bewohnern und Betroffenenengruppen ließ uns verste-

hen, daß Ästhetik der Architektur und des Städtebaus bedeutet, gesellschaftliche, funktionale und gestalterische Ansprüche in einem künstlerischen Akt zu einem Entwurf zu entwickeln. Dabei wuchs unser Selbstverständnis und Selbstvertrauen als aktive Teilnehmer am politischen Leben: Wir führen als Gruppe auf die Großdemonstration nach Brokdorf.

Planungsgruppe urbane Baukunst (PUB) – Projekt I-WAHN – am Institut für Abriß und Bauverhinderung, TU Berlin, Außenstelle Krautsand, Barbara van de Stegge, Detlef Appel, Anne Beckmann, Silvia Carpaneto, Karl-Heinz Egner, Klaus-Martin Ernstmann, Manfred Hinrichs, Kristin Johann, Peter Kever, Thomas Lang, Hedwig Löbbel, Stefan Mark, Gerd Ockert, Ingeborg Ollfisch, Helfried Quint, Christian Schöningh, Martin Strauch, Bernhard Strecker

Letzte Nachricht aus dem Rathaus – es soll nunmehr ein Wettbewerb für den Erweiterungsbau der AGB durchgeführt werden!

Praxis-orientiertes Studium heißt: Teil-sein des Räderwerks – Aktion zwischen Politik und Verwaltung – Öffentlichkeitsarbeit
Das Hearing vom 17.2. in der Presse:

Von Anfang an viel zu klein

REIN

Amerika-Gedenk-Bibliothek weiter umstritten

DONNERSTAG, 27. FEBRUAR 1986

„Planungsfossilien“ –

Architekturstudenten untersuchen Berlin

Studenten fragen, Politiker und Verwaltungsleute antworten – ein schönes Spiel und es kann funktionieren: Das TU-Institut für Wohnungsbau und Stadtteilplanung hatte jetzt zu einer Diskussionsveranstaltung eingeladen. Bis 1989 eingeladen der Parteien, Senats und mit den Untere zukünftigen Architekten. Im Rahmen ihres I-Hochbauten einschließliche Stadterneuerung (P) sich die Studenten i-mester mal die geöffentliche Hand im Tiefbau, des Landes sowie der besonderen Gesamtvolumen von kritisch vorgenommener öffentlicher Zuhilfenahme mit Iann baut Berlin wa

Stahlskelettbau neberger Pall. Studenten dui Radartechnik

BERLINER MORGENPOST - 10. 8. 86

Architekt: „Mein Kind lasse ich mir nicht verschandeln“
Streit um Erweiterung der Gedenk-Bibliothek

18 BERLIN

»Träume der Bauverwaltung«

Ein Hearing an der TU: Die Investitionsplanung des Landes Berlin 1987 bis 1989 / Wird das Parkhaus an der Pallasstraße endgültig gekippt?

Und das dürfte dann zweifellos der Verdienst der Studenten heißen es in wurde der In-

Projekte endlich darin aufgenommen sieht? Frau Schmidt-Petry, die FDP-Abgeordnete, beschwor angesichts des langjährigen Planungsverlaufs die Ohnmacht der Volksvertreter: »Was wissen die neuen Abgeordneten davon, was ihre Vorgänger wollten.« Der SPD-Abgeordnete Nagel machte daraus die Tugend der Unvoreingenommenheit. Er wisse zwar um die Fehler seiner Partei in der Vergangenheit, doch dürfe urbanes Bauen nicht allein darauf reagieren. »Die Stadt verwirklicht sich, indem sie baut.«

gestehen, daß dieses Instrument erlaubt sei. Es sei eben ungeheuer hartes Geschäft manche Architekten »d hintenrunter fallen«. Der Vertreter Mahlo verwies Berlin-Internen Fesseln. genbetriebe, die Berlin der Landessportbund, di alle dächte doch nicht d jekte auszuschreiben. seits fügte er mit einer auf Schinkel und Mart hinzu: »Allein die Tat die Stadt baut, kann ni sein.«

Angelegenheit

STUDENTISCHES FORUM

Die Sehnsucht nach vormodernen Bewußtseinsformen, nach der verlorenen Einheit mit der Natur, nach unmittelbarer Wirklichkeit ist einerseits wiederzufinden in der städtebaulichen Romantik der Kriers, andererseits in der Esoterik der Ökologiebewegung. Die Zerstörung des tradierten Bildes des Menschen wird als existenzielle Bedrohung empfunden. Unsere automatisierte, technifizierte Welt erleben wir als ein amorphes Fluidum unterschiedlichster Wirklichkeitsüberlagerungen. Man kann dies als neue Realität akzeptieren, so Koolhaas und andere, oder aber sich ganz auf das Konkrete des Wohnens als anthropologische Ur-Notwendigkeit konzentrieren. Von dort aus wird dann ein allgemeines Weltbild entworfen. Wenn Ablehnung von Hoch-Technologie und zunehmender Künstlichkeit also die eine Möglichkeit ist, wird eine andere in der bewußten Verarbeitung der Großstadtstrukturen als ästhetisches Material gesucht. Statt Deuten und Rückgängigmachen: Benennen, vergleichbar mit der Strategie des Jagdzaubers in den Höhlen von Lascaux und Altamira. Chaos erzeugt Angst, Artikulation reduziert beides.

Während die einen von kleinen Zusammenhängen in große Strukturen vordringen, gehen die anderen umgekehrt vor: Ihnen stellt die Großstadt als prägendstes Element unserer Kultur das Material.

Shinohara bezeichnet sie als der Menschheit großartigste und unabsichtlich geschaffene Maschine. Die Analogie scheint von der Maschinerieästhetik der 20er Jahre besetzt, doch interessiert nicht das Image der Glätte, Klarheit und Funktionalität. Das Wesentliche an ihr sind die unsichtbaren Mechanismen. Die Beziehungen der Einzelteile untereinander sind nicht zu begreifen und so prallen

ihre Welten aufeinander. Das Erleben ist ausschnitthaft, das Ganze zu überblicken, es harmonisch zu fügen ist unmöglich geworden. Hier gründen die formsprengenden Tendenzen, der Fragmentarismus. Ständig in der Gefahr als Formalismus simplifiziert zu werden, soll er vielmehr die Architektursprache auflösen, um ein Eingreifen in die schnellebigen Prozesse der Stadt zu ermöglichen.

Als Studenten werden wir uns in Konfrontation mit diesen Eckpunkten um Orientierung bemühen müssen. Dieses studentische Forum als fortan ständige und selbständige Einrichtung in

soll eine bewußte Klärung der eigenen Positionen fördern. Unsere Standpunkte, unsere Perspektiven und Vorstellungen sollen hier zur Diskussion beitragen. Die Darstellung jeder Arbeit wird sich auf eine Heftseite beschränken müssen, Auswahl und Layout werden von uns, einer kleinen Gruppe Aachener Architekturstudenten, selbst vorgenommen. Wenn Ihr Projekte oder aussagekräftige Fragmente vorstellen möchtet, schickt gute Kopien (max. 50 x 50 cm) evtl. auch von Skizzen oder Collagen und falls vorhanden Modellfotos (s/w) an:

ARCH⁺, Stichwort: Studentisches Forum, Brabantstraße 45, 5100 Aachen, Telefon: 0241/504795



Le Corbusier und das Bewußtsein der Moderne

Vortragsreihe: zum 100sten Geburtsjahr von Le Corbusier an der Fakultät für Architektur der Technischen Universität Karlsruhe

Mittwoch 26. November 1986

Vladimir Slapeta, Prag

Wirkungen in der Ferne

Le Corbusiers Einfluß in der CSSR und in Ungarn

Montag 1. Dezember 1986

Vladimir Karfik, Brno

Im Atelier von Le Corbusier

Das Bata Projekt

Mittwoch 3. Dezember 1986

Edo Ravnikar, Ljubljana

Im Atelier von Le Corbusier

Das Algier Projekt

Mittwoch 10. Dezember 1986

Jean-Louis Cohen, Paris

Le Corbusier und seine Klienten:

Architektur der Verführung

Mittwoch 17. Dezember 1986

Martin Steinmann, Zürich

Komplexität und funktionalistische Reduktion

Buch: Peter Adam, Redaktion: Walther Schmandt eine Koproduktion von ZDF/BBC London / Antenne 2 Frankreich. Sendereihe wöchentlich von März bis Mai 1986, acht Sendungen, je 30 Minuten.

„In dieser Sendung geht es um Mord. Mord am Bau...“ mit diesen Worten beginnt die Serie „Architektur am Scheideweg“, die „Abrechnung“ mit der Architektur der 60er und 70er Jahre, die mit den bekannten Klischees und Bildern vom sozialen Wohnungsbau der Trabantensiedlungen erschlagen wird. „Was ist geschehen?“. Schuld an allem ist die Bevölkerungsexplosion, die „wir“ (Peter Adam) trotz allen technischen Fortschritts nicht bewältigen können. Wo sollen die Menschen leben, wie kann der uns zugewiesene Raum vernünftig und human genutzt werden, das ist die Frage der nächsten 20 Jahre.

Diese Fragestellung, auf die „wir“ keine Antwort wissen, ist nicht neu, schon im 19. Jahrhundert hatte die Bevölkerungsentwicklung die Probleme ausserhalb der Städte und städtischer Menschenmassen aufgeworfen. Aber unsere Vorfahren hatten die Lösung, die Gartenstädte! Sie stellten die Menschen in den Mittelpunkt, womit das allgemeine Wohlbefinden gefördert wurde. Auch die Siedlungen der Moderne der 30er Jahre waren noch helle Städte für freie Menschen. Doch Corbusiers Traum wurde zum Trauma, das jede Hoffnung verschwinden ließ. Die Hohenpriester der Architektur Corbusier, Mies, Gropius wurden kopiert, verkürzt, unverstanden, verkümmerten zur Massenware. Die Architektur der sechziger

Zur Aktualität einiger zentraler Begriffe der CIAM Ära

Mittwoch 14. Januar 1987

Michael Müller, Bremen

Raumkonzepte der historischen Avantgarden

Mittwoch 21. Januar 1987

Thilo Hilpert, Heidelberg

„Betonbunker“ als Nomadenzelt Paradoxien im Werk von Le Corbusier

Mittwoch 28. Januar 1987

Norbert Huse, München

Le Corbusier im Kontext

Planungen für Venedig

Mittwoch 4. Februar 1987

Bruno Reichlin, Lugano

Moderne im Museum

Was interessiert zum Centenaire des LC?

Ort: Fakultät für Architektur,

Englerstraße 7, 75 Karlsruhe,

Egon-Eiermann-Hörsaal

Zeit: 18.30 Uhr, * 20.00 Uhr

Veranstalter: Fakultät für Archi-

tektur, Verantwortlich: Prof. Dr.

Günther Uhlig und Prof. Dr. Jo-

hannes Langner



STADT UND ARCHITEKTUR IM FILM

Architektur am Scheideweg

Jahre bildete den absoluten Tiefpunkt.

Aus der Asche des sozialen Wohnungsbaus der Moderne stieg im Juli 1972 in St. Louis, Missouri, die Phönix der Postmoderne, die sich alle die technologischen Entwicklungen Beton, Stahlkonstruktionen usw. – an der die Moderne gescheitert war – aneignete, um wieder Träger von Inhalten und Symbolen zu werden, die dem allgemeinen Empfinden entsprachen. „Geschichte ist kein Schimpfwort mehr“. Unser Verlangen nach einer deutlichen und unverwechselbaren Architektur zwingt uns in die Vergangenheit zu sehen. „Ich finde unsere Städte werden immer häßlicher ... ich würde diese Städte gerne wieder neu aufbauen und das wäre eine Aufgabe, das würde Spaß machen, aber man müßte dazu etwa zwei Drittel der Städte einreißen.“ Philipp Johnson. Aufnahmen der Bauten von Johnson, Isozaki, Graves, Hollein, Bofill, Arquitectura und allem was in der internationalen Architektur-Szene Rang und Namen hat, zeigen Vielfalt statt Monotonie, Wärme statt Kälte, kurz eine hu-

manere Architektur. „Wir konstruieren keine Dekoration, wir dekorieren Konstruktionen“ (Helmut Jahn). Die dabei entstehenden Hochhäuser sind Zeichen einer neuen aufregenden Urbanität.

Die Stadtstruktur ist durch die moderne Architektur zerstört, anonym geworden. Märkte, Plätze und Gassen der traditionellen Stadt sind die Leitbilder, oder um mit Philip Johnson zu sprechen „jetzt lernt man wieder zeichnen, man erfährt, was Geschichte ist, man lernt, welche historischen Elemente man verwenden kann, wo sie hinpassen, wo nicht und so kommt man wieder dazu, das Leben zu genießen und die Architektur als Kunst zu betrachten“. Als neue Stätten menschlicher Begegnung, als gesellschaftliche Treffpunkte werden genannt die neuen Museen, die großen Kaufburgen, die neuen Superhotels. „Aber mit seiner Mischung aus französischem Mobiliar, Wiener Schmalzigkeit, arabischer Dekoration und amerikanischem Bramerz stellt es eine Karikatur aller Kulturen dar. Dennoch als neuer öffentlicher Bereich hat es ungeheuren Erfolg, ist schnell zum be-

IBA im Deutschen Architekturmuseum Frankfurt am Main:

Das Deutsche Architekturmuseum eröffnete am 3. Oktober 1986 die „Internationale Bauausstellung Berlin“ mit einer großen Überblicksausstellung aller Bauprojekte der IBA.

Dies ist die erste große Zusammenschau der im Rahmen der IBA zur Ausführung gelangten Projekte. Die Frankfurter Ausstellung versteht sich als eine Ankündigung der IBA, die im Rahmen der 750-Jahrfeier Berlins im Jahre 1987 eröffnet wird. In Frankfurt werden die Beiträge der internationalen Architekturwettbewerbe der IBA der Öffentlichkeit zusammenfassend vorgestellt, wobei auch viele Entwürfe berücksichtigt werden, die nicht zur Ausführung gelangten. Auf diese Weise kommt ein Überblick über die Möglichkeiten der internationalen Architektur zustande.

Heinrich Klotz

liebsten Treffpunkt der Stadt geworden.“ Gemeint ist das Sheraton-Hotel in Dahar. Gegen Ende fällt dem Filmautor dann angesichts des vielen Marmors und der Gold(töne) des Trump Buildings in New York auf, daß die Benutzung eventuell ein „kontrolliertes Privileg“ und eben nicht der neue Marktplatz ist. Soweit einige gezielt einseitig ausgesuchte Spots auf Teile der Filme.

Ganz so einseitig klischiert wie oben dargestellt ist die Serie nicht. Dennoch, es ist eine Chance vertan, über Architektur und Stadt nachzudenken, aufzuzeigen, welche Rolle sie in der spätindustriellen Gesellschaft spielen könnte. Fragestellungen dazu werden viele entwickelt, wenn auch meistens schematisch und klischeehaft. Immer wieder verlieren sich die Filme in die Beschreibung von Architektur und Statements von berühmten, d.h. ökonomisch erfolgreichen Architekten, über die dann frei philosophiert wird. Es fehlt eine klare Linie, die Meinung des Autors ist äußerst schwierig herauszufiltern. Der zeugt von einer großen Wahlverwandtschaft zur Postmoderne. Sterlings Aussage zum Stuttgarter Museum scheint mir den Film gut zu charakterisieren: „Es ist volkstümliche Unterhaltung und die Leute lieben es, gleichzeitig hoffe ich, daß es grandios ist, es soll ja auch monumental sein.“ Grandios und monumental sind die Filme allerdings und hierin liegen ihre großen Qualitäten. Alles, was Rang und Namen hat, alle wichtigen und vor allem gigantischen Bauwerke der letzten Jahre werden vorgestellt. Die gezeigten Beispiele machen eine neue Stufe

räumlicher und sozialer Segregation deutlich. Spätestens beim Jogginglauf um die Kuppel der Galeria in Dallas wird deutlich, für wen die „neuen Städte“ gebaut werden, wie die Stadt der Zukunft (für Privilegierte) aussehen könnte. Daß dabei die Entwicklung in den USA weiter ist als in Europa, mit seiner Vielzahl historischer Städte und dem ganzen kulturellen Ballast, ist nicht weiter verwunderlich, öffnet allerdings den Blick auf hiesige Entwicklungen.

Die Summe der vielen Beispiele, die Widersprüchlichkeit der Aussagen geben reichlich Stoff zum nachdenken. Das allerdings ist dringend nötig in Anbetracht der neuen Prachtigkeit der gezeigten Architektur, zu der auch die ausgezeichnete Kamera von John McGlashan und John Goo-

dier gehört. Eine Sendung, die man eigentlich gesehen haben muß und die in der Lehre ausgezeichnet einzusetzen wäre. Insgesamt ein beeindruckendes Stück gesellschaftliche(r) Anschauung, über das man vortrefflich streiten könnte.

Die einzelnen Folgen heißen: 1. Zweifel und Neubestimmung. 2. Türme und Säulen. 3. Die neuen Marktplätze. 4. Häuser für Jedermann. 5. Texas instant Städte. 6. Islam – die Suche nach Identität. 7. Japan – Bauen mit Zen. 8. Stoppt den Bulldozer.

Zugriffsmöglichkeit zu den Filmen über: Infosystem Planfilm, Gesamthochschule Kassel, Fachbereich 13, Henschelstr. 2, Kassel.

Dieter Hennicken



Behutsame

Verstädterung der Berliner Mauer

Internationaler Ideenwettbewerb

Auslober: Mythos Berlin Ausstellung GmbH in Zusammenarbeit mit der Redaktion Ästhetik und Kommunikation

Aufgabe: Nach einem Vierteljahrhundert Existenz der Berliner „Mauer“/„Staatsgrenze“ ist es an der Zeit, für dieses größte und bekannteste Berliner Bauwerk Utopien der weiteren Entwicklung und der Einbeziehung in den städtischen Raum zu entwerfen. Erwartet werden ausstellbare Zeichnungen und Modelle, die im übrigen alle denkbaren technischen, futurologischen, bau- und stadtgeschichtlichen, ästhetischen und überhaupt kulturellen Komponenten des Bauwerks betreffen können. Es wird vom Auslober auch darauf verzichtet, einzelne Örtlichkeiten, komplizierte Führungen im S-Bahn-Bereich oder in innerstädtischen Situationen vorzuschlagen, um nicht Ideen auszuschließen, die sich am extensiven Charakter der Grenzanlage – insgesamt 165,7 km – festmachen. Empfohlen wird allerdings, Vorschläge zu begrenzen auf die 46 km innerstädtischer Grenze zwischen den beiden Berlin.

Teilnehmer: Architekten, Stadtplaner, Künstler

Preisrichter: Friedrich Achleitner (Wien), Marion Gräfin Dönhoff (Hamburg), Rem Koolhaas (Rotterdam), Eberhard Kuhlentkamp (Bremen), Vittorio M. Lampugnani (Mailand), Wolf-

gang Pehnt (Köln), Julius Posener (Berlin), Wolf Jobst Siedler (Berlin), Wolf Vostell (Berlin). **Preise:** Die Entwürfe der ersten drei Preise werden in Siebdruck als Plakate hergestellt und mit dem Ausstellungszug „Transit Berlin - Europa“ 1989 durch die europäischen Metropolen geschickt. Die ersten drei Preise werden mit je DM 1.000,- honoriert. Die ersten zwölf Arbeiten werden im Rahmen der Ausstellung „Mythos Berlin“ zur 750-Jahr-Feier Berlins 1987 ausgestellt. Eine Gesamtdokumentation der Ergebnisse wird in Buchform erfolgen. Alle Teilnehmer des Wettbewerbs erhalten zwei Eintrittskarten und den Katalog der Ausstellung „Mythos Berlin“. **Anmeldung und Unterlagen:** Die Teilnehmer werden gebeten, sich bis zum 30.11.1986 anzumelden. Gegen eine Schutzgebühr von DM 20,- auf das Konto Nr. 0460917702 bei der Bank für Handel und Industrie (BHI), BLZ 100 800 00 / Mythos Berlin Ausstellung GmbH; Stichwort: Mauerwettbewerb, erhalten sie dann ein historisches Gutachten von Dr. Dieter Hoffmann-Axthelm und weitere Informationen zugesandt. Einsendungen sind bitte mit einer Tarnziffer zu versehen.

Termin: Einsendeschluß ist der 31.12.1986.

Koordination: Jan Laessig c/o Mythos Berlin Ausstellung GmbH, Tempelhofer Ufer 22 D-1000 Berlin 61 Telefon: 030/2163043/44

LITERATURWIESE

Wir wollen unseren Service für nicht so leicht zugängliche Fachliteratur (Produkte von Selbstverlagen, kleinen Verlagen, Universitätspublikationen usw.) verbessern. Bitte schickt uns jeweils ein (kostenloses) Probeexemplar entsprechender Veröffentlichungen zu! Wichtig ist auch die Angabe der Bestelladresse und des Preises! Wir garantieren, daß jedes uns zugestellte Probeexemplar kostenlos in unserer Literatur-Wiese aufgeführt wird, behalten uns allerdings das Recht vor, auch einmal einen Kurzkomentar anzuhängen. Belegexemplare können nicht zugesandt werden. Sendungen unter dem Kennwort *Literatur-Wiese* bitte an Harald Bodenschatz, Pariser Str. 52, 1000 Berlin 15.

Neue Titel (September 1986)

Jürgen Arnold. *Existenzgründung – 80 Tips und wie man sie realisiert – für Handel, Handwerk, Dienstleistung und Produktionsbetriebe.* Bauverlag GmbH, Wiesbaden 1986. 127 Seiten. 24 DM.

Zur „Vermeidung risikobehafteter Existenzgründungen“.

Hans Arthur Haasis. *Entwicklungstendenzen am städtischen Immobilienmarkt. Eine Analyse der Bodenmarktverhältnisse in Freiburg i.Br.* 1985. 117 Seiten. Vertrieb: Institut für Kommunalpolitik Baden-Württemberg, Werderring 5, 78 Freiburg. 20 DM.

„Vor dem Hintergrund der Entwicklung der Bodenpreise im Bundesgebiet untersucht der Verfasser die Eigenarten des Immobilienmarktes der Stadt Freiburg i.Br. und seine Auswirkungen auf die Stadtstruktur.“

Raimund Messner (Hg.). *Wirkungsanalyse von Maßnahmen zur Wohnumfeldverbesserung im öffentlichen Raum.* Dortmund 1986. 186 Seiten. Vertrieb: Verlag R. Messner, Eichlingshoferstr. 17, 46 Dortmund 50. 28 DM.

Forschungsbericht mit Beschreibung des methodischen Instrumentariums. „Am Beispiel von vier Stadtteilen der Stadt Essen werden die Wirkungen von Verkehrsberuhigungsmaßnahmen untersucht.“

Karl Heinz Quenzel. *Dicke Luft im Büro. Konfliktlösungen am klimatisierten Arbeitsplatz: Mensch-Raum-Anlage.* Bauverlag GmbH, Wiesbaden 1986. 110 Seiten. 29 DM.

Das Buch „beschreibt die Einflußgrößen Mensch, Raum und Klimaanlage und zeigt Mittel und Wege, den Top-Zustand für ein optimales „Betriebsklima“ zu erreichen“.

Wolfgang Fischer/Manfred Besecke. *Das Abenteuer – Gemeinsam Planen Bauen Wohnen. Erfahrungen und Erlebnisse beim Umbau eines Fachwerkhäuses.* Diplomarbeit SS 1985 an der Universität Hannover. 138 Seiten. Vertrieb: M. Besecke, Am Hastebach 5, 3254 Emmerthal 11. 22 DM + Porto.

„Unsere Erfahrungen sollen allen denen Anregung und Hilfe sein, die sich auch ihr Haus selbst bauen wollen.“

Raimund Messner. *Entwicklungstendenzen innerstädtischer Wohngebiete. Zum Zusammenhang zwischen Bevölkerungsbe-
wegungen und städtebaulicher Struktur.* Dortmund 1986. 118 Seiten. Vertrieb: Verlag R. Messner, Eichlingshoferstr. 17, 46 Dortmund 50. 19,80 DM.

Aufbauend auf einer Befragung mit Unterstützung des Deutschen Städtetages beleuchtet die Studie „die Freiflächen-situation, städtebauliche Mängel, Entdichtungsvorgänge und strukturelle Veränderungen der Bevölkerung“ in innerstädtischen Wohngebieten.

Klaus Selle. *Bestandspolitik. Zehn Beiträge zur Stadterneuerung und Wohnungspolitik.* 1986. 564 Seiten. Vertrieb: Verlag für wissenschaftliche Publikationen, Ploeniesstr. 18, 61 Darmstadt. 38 DM.

Kritische Analyse staatlichen und kommunalen Handelns mit dem Ziel, „Ansätze für Alternativen, für eine neue „Wohnpolitik im Bestand“ deutlich zu machen“.

Horst Rellecke. *Der Glaselefant. Pop und Postmoderne. Auf dem Weg zu einer spielerischen Architektur.* Bauverlag, Wiesbaden 1986. 187 Seiten. 69 DM.

Geschichte und Perspektiven einer Glasgewächshauskonstruktion („Elefant aus Glas“) in der Industrielandschaft des Ruhrgebietes, „Plädoyer für eine phantasievolle Architektur“, Wege der Pop- und Postmodernen Architektur.

Renate Borst u.a. (Hg.). *Mietropolis. Mietpreisbindung und Stadtpolitik.* HdK Berlin, Forschungsschwerpunkt Stadterneuerung. Verlag für Ausbildung und Studium in der Elefantpress. Berlin 1986. 189 Seiten. 16,80 DM.

Sehr gute Aufsatzsammlung zu einem äußerst wichtigen, aber mehr und mehr vernachlässigten Thema.

Betr.: 84 ARCH⁺, Klaus Aggen, Dicke Massivwände sind beste Energiesparer

Sehr geehrte Redakteurinnen und Redakteure

Zunächst möchte ich die Redaktion zum Heft 84 beglückwünschen. Es sind etliche interessante und intelligente Beiträge darin. Weniger intelligent finde ich den Beitrag von Klaus Aggen. Ich mußte vor Jahren schon anlässlich eines Bauwelt-Artikels feststellen, daß dieser Autor kaum an einer sachlichen Diskussion um „sein“ Thema interessiert ist.

Bei der Lektüre des Artikels in 84 ARCH⁺ bin ich erschrocken darüber, wie sehr dieser Mann schon durch eine polemische Sprache verrät, daß er mit dem Rücken zur Wand steht. Fast sieht man den Schaum aus den Mundwinkeln treten. Der einzige sachliche Bezug zu seiner Überschrift „Dicke Massivwände sind beste Energiesparer“ ist ein Literaturhinweis (erste Spalte unten), der diesen Namen nicht verdient, weil er nicht nachprüfbar „zitiert“ wird. Aus der langen Literaturliste, zur Hälfte Selbstzitate, ist nicht zu erkennen, ob der genannte Kurzbericht von 1983 darunter zu finden wäre. Schludrigkeit ist ein harmloses Wort für diesen Umgang mit dem Leser.

Ich möchte Leute wie Aggen, die so eifrig für die Bauweise der Altvordern und gegen die Dämmstoffindustrie kämpfen, nur eines zu bedenken geben: Selbst wenn in der Anfangszeit des Dämmstoffbooms, also vor 10 Jahren etwa, die dummen Bauherren und Architekten und Gesetzgeber den Aquisiteuren von Poroton und Styropor auf den Leim gegangen wären: der Dauerboom ist nicht allein mit Vertretergeschicklichkeit und staatlichem Zwang zu erklären. Massenweise isolieren auch die Handwerker, die ihre Eigenheim teils in Eigenleistung, teils schwarz bauen, dieselben. Und Handwerker halten sich mehr an praktische Erfahrungen als an Vertretergeschwätz. Also muß es sich doch wohl herumgesprochen haben, daß mit Wärmedämmstoff Heizkosten zu sparen sind. Ein dänischer Maurer hat mir neulich sein Erstaunen darüber ausgedrückt, mit welch dünnen Dämmschichten hierzulande gebaut wird. Er habe sein Haus mit 14 cm Dämmung versehen und er war stolz darauf, wie wenig Heizöl er verbrauchte.

Also: es gibt gewiß vieles zu bedenken, wie und womit man baut. Aber daß Wärmedämmschichten hierzulande Heizenergie einsparen, ist allein schon durch die Mundpropaganda und deren praktische Folgen unter den Bauleuten bewiesen. So dumm sind die Leute nicht. Herr Aggen!

Ich wünsche viel Erfolg beim Aufbau der Interessengemeinschaft k-Wert-Geschädigter – im Sinne eines Erkenntniszuwachses.

Mit besten Grüßen
Christian Fischer

Betr.: 86 ARCH⁺ „Kein Platz für Ideen“ von Dieter Hoffmann-Axthelm

Der ansonsten sehr sachkundige Autor macht einen kleinen Fehler und stellt in seinem Aufsatz unwesentliches zusammen. Er schreibt: „Ich weiß nicht, was die Runde von Regierendem Bürgermeister, Bausenator, Senatsdirektoren und freien Beratern wie Siedler und dem Christo-Statthalter Michael McCullen beschlossen hat, deren Ausgang ich abwarten mußte, um am zweiten Tag die Ausstellung in der engen Zollbaracke auf dem von alten Bäumen gesäumten Spreegrundstück des Packhofs zu betreten.“ Der Verfasser weiß, wie ich wirklich heiße und daß ich nicht der „Christo-Statthalter“, sondern der Leiter des Christo-Projektes „Wrapped Reichstag“ in Berlin bin.

Ich war und bin kein freier Berater, sondern war in der o.g. Sitzung nur Gast. Dies ist in einem Protokoll jener Sitzung vom 19. Juni genau so erwähnt worden. Im übrigen war der Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz Prof. Dr. Werner Knopp in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Kommission für ein deutsches historisches Museum auch als Gast anwesend.

Die Ausstellung, die tatsächlich in einem relativ kleinen Zollschuppen stattfand, war bereits am Vortage, also am 18. Juni, 12.00 Uhr ohne viel Tamtam eröffnet worden. Dort erfuhr ich, daß die Mitglieder der Senats-Planungskommission am nächsten Tag nach einer Besichtigung des Areals und der Ausstellung über den Standort für das historische Museum beraten wollten. Ich bin ohne Einladung am 19. Juni zu diesem Rundgang gekommen, weil man mich beauftragt hatte, für eine andere Zeitschrift zu schreiben. Da ich auch an allen Jurysitzungen teilgenommen hatte, war es selbstverständlich, daß ich auch am Rundgang teilnahm.

Zu meiner eigenen Überraschung wurde ich gebeten, als Gast an dieser Sitzung teilzunehmen; tatsächlich wurde ich zu bestimmten Punkten um meine Meinung gefragt, aber es ist nicht so, daß meine Meinung mit der der Kommissionsmehrheit übereinstimmt, tatsächlich gibt es mehr Divergierendes. Herr Hoffmann-Axthelm weiß, daß ich an dem Programmverfahren und am Ergebnis sehr viel auszusetzen habe, und daß das auch den

Teilnehmern dieser Sitzung nicht unbekannt gewesen ist.

Es ist bedauerlich, daß der o.g. Artikel so kurz und oberflächlich geblieben ist und daß er auch zum Teil falsche Eindrücke erweckt.

Ich hoffe, daß mein Aufsatz im Jahrbuch für Architektur besser wird.

Michael S. Cullen

archithese erscheint 1987:

G.U. schreibt in ARCH⁺ vom August unter dem Titel „archithese abgeschafft“ eine Geschichte, in der er es mit der Wahrheit sehr ungenau nimmt. Der Titel kann aber zu Mißverständnissen führen – er ist auch geschäftsschädigend. Natürlich erscheint archithese 1987 weiter. Sie finden nachstehend das Programm für 1987.

Themen 1987

1/87 Einfach, aber nicht simpel

Philosophie des einfachen Bauens: Bauen für eine einfache Philosophie. Einfach gebaut, einfach gelebt. Architektur ohne Architektur. Einfach bauen, billig bauen.

2/87 Ist „gute Architektur“ gut?

Hat Bestehendes bestanden? Kritisieren versus Realisieren. Ist Vergleichbares verwandt? Auge vor Gemüt. Wieviel Architektur erträgt der Mensch?

3/87 Ungarn

Temperament und Form. Architektur wider die Autorität. Kritik

von innen. Kritik von aussen. Madjarismen und Helvetismen. Der ungarische Weg.

4/87 „Kopfgeburt“

Hat die Klarheit Perspektive? Wenn die Form stimmt, stimmt es für die Seele? Raum als Medium. Freiheit im Typus. Erstarren in der Norm. Urbanes in der Natur. Natur als Möblierung.

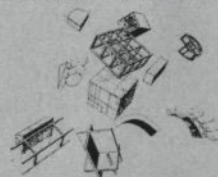
5/87 Freund oder Feind?

Architektur als Managementaufgabe. Generalunternehmer. Mäzene der Architektur? Rendite versus Architektur. Kostenkontrollen und Entwurfspezialisten. General – Planer: ein Widerspruch.

6/87 Die Supermaschine

Die Form diktiert die Funktion. Die Illusion der Zeitlosigkeit. Die geplatze Vision. Das Gebäude als Summe der Details? Machen wir Schweizer bewohnbare Uhrwerke?

Verlag Arthur Niggli AG, CH-9052 Niederteufen



VERMISCHTES

Dortmunder Skizzenbuch – Etrurien

Der Lehrstuhl für Gestaltung und Darstellung der Universität Dortmund bietet seinen Studierenden schon seit Jahren eine praxisnahe Abwechslung im Universitäts-Alltag an. Zeichen-Exkursionen innerhalb Europas, die zu Beginn jedes Studienjahres organisiert werden, stellen den direkten Kontakt zu konkreten architektonischen Situationen her.

Vom 4. bis 13. Oktober 1985 besuchte eine Gruppe von Architektur-Studenten unter Führung von Gernot Nalbach eines der schönsten Gebiete Italiens – Etrurien. Die Aufgabenstellung bestand darin, die individuellen sinnlichen Wahrnehmungen spontan in Form von Skizzen auszudrücken. Die auf den unterschiedlichen Stationen und Situationen entstandenen Aquarelle, Feder- und Bleistiftzeichnungen wurden jetzt im „Dortmunder Skizzenbuch – Etrurien“ publiziert. Auf insgesamt 78 großformatigen Blättern mit 10

Farblithografien erscheinen sehr eindrucksvolle Impressionen aus dieser faszinierenden Architektur-Landschaft. Wie in allen Epochen der abendländischen Architektur spielen auch in diesem Skizzenbuch Fenster, Türen und Portale als gestalterische Elemente eine wichtige Rolle.

Ziel der Exkursionen ist die zeichnerische Auseinandersetzung mit der gebauten Umwelt, bedingt durch die Wechselwirkung von „Erleben“ und „rationalem Wissen“. – Die Reise durch Etrurien wurde wiederum, nachdem Holland, Frankreich und das Tessin in den Vorjahren besucht wurden, von der Aktionsgemeinschaft Glas im Bau gefördert. Gegen eine Schutzgebühr von DM 15,- als Verrechnungsscheck erhalten Interessenten das umfangreiche „Dortmunder Skizzenbuch – Etrurien“ portofrei von

Public-Press GmbH, Königsallee 96, 4000 Düsseldorf.

Ich lade ein zu einer Assoziation über das Verhältnis von Theorie und Praxis aus der Sicht eines Soziologen. Wie beginnen? Indem man die Frage stellt, ob dieses Verhältnis ein Problem darstellt?

Zunächst könnte man sagen, es ist kein Problem, weil allen intuitiv klar ist, was Theorie und was Praxis ist. Viele sagen, die in der Hochschule machen Theorie, und wir, die draußen sind, machen die Praxis. Wenn man es sich genauer überlegt, verwirft sich das ein wenig, weil natürlich jede Handlungsweise, auch meine, eine Praxis ist, nur eine andere. Da so nicht weiterzukommen ist, wühlt man in Lexika. Die belehren uns ja über das Wissen unserer Welt. Deswegen als erstes eine Assoziation lexikalischer Herangehensweise:

Praxis – so steht da geschrieben, jedenfalls im Duden, sei die Anwendung von Gedanken. Die einen produzieren Gedanken, jede Praxis ist die Anwendung methodischer und logischer Regeln zur Produktion der Theorie. Das ist die Praxis der Theoretiker. Die anderen, so schreibt der Duden, wenden diese Praxis an für eine andere Praxis, nämlich die Anwendung von Gedanken. Das führt nicht sehr viel weiter. Aus dem Duden ist nicht viel zu schöpfen. Ein anderes Lexikon schreibt, Praxis seien Erfahrungen, die durch das Handeln gewonnen werden. Das finde ich interessant, weil es darauf verweist, daß Praxis jener Teil der Theorie ist, der sich auf Handeln bezieht. Praxis, schreibt der Brockhaus in der 3. Zeile, sei ein Tätigkeitsraum. Das vergißt man meistens. Arbeitspraxis, Arztpraxis, da ist die Praxis vergegenständlicht. Plötzlich wird, was Erfahrung ist, zum Gegenstand. – In gebildeten Lexika folgt immer der Hinweis darauf, wie sich dies sprachlich ableitet. Praxis kommt aus dem Griechischen und heißt oder hängt zusammen mit pragma – die Sache. Insofern ist die Assoziation von Praxis und Tätigkeitsraum plausibel, plausibler als andere Begriffe, die sich theoretischer geben. Vielleicht ist Praxis wirklich sinnvoll bestimmbar als das Vergegenständlichen. Pragmata – sagen die Griechen, wenn sie viel Gepäck zu tragen haben. Praxis ist also auch eine Last. Wenn man Praxis und Sachen assoziiert, dann kann ich mir vorstellen, daß Planer überhaupt keine Praxis haben. Denn sie hantieren mit Symbolen und nicht mit Sachen. Es sind ja Symbole, die hin und her geschoben werden, Zeichen auf Plänen und Worte zu Plänen und Farben.

Das Wort, was vor Praxis im Lexikon steht, heißt Pragmatismus. Pragmatismus, schreibt der Duden diesmal, sei eine Theorie der Nützlichkeit. Praxis ist viel-

leicht eine Theorie von Nützlichkeit. Es gibt eine philosophische Schule des Pragmatismus, die von anderen scharf kritisiert wird, weil sie behauptet, der Wahrheitsgehalt einer Aussage sei davon abhängig, ob man sie, diese Aussage, in Praxis umsetzen könne. Das ist in der Tat eine Ungeheuerlichkeit. Wäre das wahr, dann könnten wir Theoretiker unsere Arbeit aufgeben. Das, was Praxis wird, ist durch andere Regeln bestimmt als durch den Wahrheitsgehalt einer Aussage. Es gibt ein Lexikon, das Synonyme und Antonyme auflistet. Das Gegenteil von Praxis sei Theorie. Und Theorie, so schreibt das Lexikon, sei zunächst das „Zuschauen“. Das gefällt gut, man schaut einfach zu. Doch dann im weiteren, wie fürchterlich, Theorie sei ein System begründeter Aussagen zur Erklärung von Tatsachen. Also wäre dann meine Praxis die Erarbeitung von Systemen begründeter Aussagen zur Erklärung von Tatsachen. Graue Theorie ist, so wäre zu folgern, ein System begründeter Aussagen, das an den Tatsachen vorbeigeht.

Das Verhältnis von Theorie und Praxis ist also schwierig. Auf der Ebene handlungstheoretischer Überlegungen stehen Theorie und Praxis in einem notwendigen Verhältnis zueinander. Es gibt keine Praxis ohne Theorie, und jede Praxis schafft Theorie. Doch finde ich interessant, daß es für Theorie und Praxis keine Synonyme gibt. Das heißt, über Theorie und Praxis läßt sich nicht in deutscher Sprache reden. Das verweist darauf, daß nur in einem elaborierten Code darüber zu sprechen ist. Offensichtlich bedarf der Alltag und damit auch unsere alltägliche (deutsche) Sprache der Gedanken über Theorie und Praxis nicht. Vielleicht weil sie eins sind.

Die historische Voraussetzung für die getrennte Betrachtung von Theorie und Praxis ist eine wesentliche Leistung der Aufklärung. Vor der Aufklärung waren Theorie und Praxis eins. Etwas:

die Kirche bestimmt, was denkbar ist. Mit der Aufklärung konnte sich die Theorie von der Praxis lösen – wie die Soziologen sagen, institutionell ausdifferenzieren. Nur dadurch ist es überhaupt sinnvoll und denkbar, von Theorie, unabhängig von Praxis zu denken. Durch die Aufklärung hat sich die Theorie von der Praxis emanzipiert. In diesem Sinne sollte eine Hochschule nie praxisorientiert sein; wenn sie praxisorientiert ist, dann geht sie zumindest die Gefahr ein, hinter die Aufklärung zurückzufallen. Wer bestimmt in diesem Fall, was gedacht werden darf?

Die Soziologie der Praxis ist etwas anderes als die Definition von Praxis. Die Soziologie der Praxis könnte die Analyse der Handlungsverläufe von Menschen sein, die sich Praktiker nennen. Da könnte man z.B. untersuchen wie wegen Konkurrenz und Hierarchie in einem Amt jeder jeden blockiert und keiner eine Information weitergibt, damit der nächste davon keinen Vorteil hat. – Das wäre eine Soziologie der Praxis.

Eine Soziologie der Praxis könnte auch eine Soziologie der Sachen sein, die Ergebnisse der Praxis sind. Z.B. eine Interpretation von Straßenbreiten im Verhältnis zum Alter der Personen, die sie überschreiten müssen.

Eine Soziologie der Praxis könnte eine Soziologie der Folgen sein, die Praxis hat. Nur für den Autoverkehr oder das Einkaufen hergerichtete Straßen schaffen Angst, zumindest abends, wenn sie ihrer Monofunktion entleert sind. Angst wiederum fördert den Dogmatismus, die innere Enge. Innere Enge, Dogmatismus, ist der Nährboden für die Sehnsucht nach der befreienden Autorität. Städtebau und Autoritarismus – ein Thema für eine Soziologie der Praxis.

Und ganz zum Schluß die kulturhistorische Assoziation. Planung und ihre Praxis schafft offensichtlich Raumverständnis, Paradigmen des räumlichen Verstehens. Schivelbusch, der ein

Buch über die Eisenbahnreise geschrieben hat, arbeitet heraus, daß der Bau der Eisenbahn und die Veränderung der Geschwindigkeit, mit der Raum durchmessen wird, nicht nur die abstrakte Zeit geschaffen hat, sondern auch das panoramatische Sehen, das Sehen im Überblick. Er hat versucht, nachzuweisen, daß sich dies bis in die Stilrichtungen der Kunst hinein parallel mit der Verbreitung des Eisenbahnverkehrs entwickelt hat. Technische Planungspraxis verändert die Theorie der Wahrnehmung. Praxis als Voraussetzung der Theorie.

Detlev Ipsen

Schivelbusch, W.: Geschichte der Eisenbahnreise. Frankfurt, 1977



BUCHTIPS

Architekturgeschichte

Bernabei, G.: Otto Wagner. 208 Seiten, ca. 335 Fotos, Pläne und Skizzen; Biographie, Werk- und Literaturverzeichnis. Verlag für Architektur, Studiopaperback ca. DM 32,50 DM.

Bültemann, M.: Architektur für das Dritte Reich. 136 S., 125 Abb. Ernst, kart. 48,- DM.

Mogademow, S.K.: Alexander Wesnin und der russische Konstruktivismus. 224 S. mit ca. 200 Abb., davon 50 farbig. Hatje, Leinen ca. 120,- DM.

Neumeyer, Fritz: Mies van der Rohe. Das kunstlose Wort. 416 S., 250 Abb. Siedler Verlag, Leinen 78,- DM.

Willett, J.: Die Weimarer Jahre – Eine Kultur mit jähem Ende. 160 S. mit 311 Abb., zweifarbig. Hatje, Leinen 68,- DM.

Bauökologie

Becker, Kurt E., und Reinhard, Heinz: Notwendigkeit und Möglichkeit menschengemäßen Bauens. 1986, 117 S. mit 50 Abb. R. Müller, kart. 38,- DM.

Höfler/Kandell/Linhard: Baukosten-Sparfibel. Ein Ratgeber für kosten- und flächensparenden Eigenheimbau. 140 S., zahlr. Abb. und Tab. C.F. Müller 18,50 DM.

Schneider, Rolf: Wohn-Bau-Ökologie. Selbstorganisation als Konzept für Bauen, Wohnen, Leben – mit einem Vorwort von Yona Friedmann. 170 S., zahlr. Abb. C.F. Müller 39,80 DM.

KOLUMNE



Theorie – Praxis – Assoziation